Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Zweiter Band. — Erstes Heft.

David Brainerd, der Apostel der Indianer in Pennsylvanien und New-Jersey.

Düsseldorf, 1850.
Verlag der Schaub'schen Buchhandlung.
(W. H. Scheller.)

David Brainerd,

der Apostel der Indianer

in

Pennsylvanien und New-Jersey.

Von

Reinhold Wormbaum,

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf, 1850.

Verlag der Schaub'schen Buchhandlung.

(W. H. Scheller.)

Erstes Kapitel.

Die Rüstung und Berufung.

Ich will dir geben die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode; auf daß du erkennest, daß Ich der Herr, der Gott Israels, dich bei deinem Namen genannt habe, um Jakobs, meines Knechtes, willen, und um Israels, meines Auserwählten willen. Ja, ich rief dich bei deinem Namen, und nannte dich, da du mich noch nicht kanntest. Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr; kein Gott ist, ohne ich. Ich habe dich gerüstet, da du mich noch nicht kanntest.
Jesaia 45, 3—5.

Die evangelischen Christen Englands seufzten unter der Regierung des Hauses Stuart unter hartem Drucke. Schwere Verfolgungen trafen diejenigen, welche die Annahme der von der Regierung erlassenen Gesetze und Verordnungen verweigerten. Da ihr englisches Vaterland ihnen nicht die Freiheit des Gottesdienstes gewährte, so suchten sie, seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, ein Land auf, in welchem sie finden konnten, was sie verlangten. Es war Nordamerika. Damals nahm dieses noch von tiefer Nacht des Heidenthums bedeckte Land eine Schaar gläubiger Christen auf, welche das Licht des Evangeliums in ihrer neuen Heimath helle scheinen ließen.

Zu Hingham in Norfolk war Peter Hobart Prediger. Auch er erfuhr die Verfolgungen, durch welche das Haus Stuart sich geschändet hat. Er zog über das Meer

in ein fremdes Land. Zu Hingham in Massachusetts diente er der Gemeinde als Prediger. Drei seiner Söhne wählten des Vaters Beruf. Der zweite, Jeremias, ward Prediger zu Haddam in Connecticut. Des Jeremias Hobart Tochter, Dorothee, wurde die Gattin des königlichen Colonialrathes Brainerd in Haddam.

Dieser Ehegatten dritter Sohn hieß David. Am 20. April 1718 ward er ihnen geboren.

Wer sich einmal in der Geschichte des Reiches Gottes umgesehen hat, der weiß, daß der Herr sich seine Knechte auf wunderbare Weise zurüstet. In der Schule der Trübsal sind die erleuchtetsten Diener im Weinberge des Herrn erzogen worden. Auch David Brainerd mußte die Kreuzschule durchmachen.

Er war ein schwächliches Kind. Die sorgsamste Pflege der Eltern wäre ihm nach menschlichem Urtheil das nöthigste gewesen. Ein ernster Sinn sprach sich in ihm von früher Jugend aus. Zu welch' herrlicher Blüthe hätte sich die Knospe unter der Hut seiner frommen Mutter entfalten können! Eben war David neun Jahre alt geworden, als sein Vater starb. Fünf Jahre nach ihres Gatten Tode folgte ihm Dorothee Brainerd in's Grab. Eine Pest, welche 1732 in Haddam wüthete, raffte sie dahin. David war mit seinen acht Geschwistern verwaist.

Sein früher Waisenstand hatte auf die Entwickelung des innern Lebens großen Einfluß. Er fing an, um sein Seelenheil bekümmert zu werden. Er betete gern und oft zu Gott. Das Wort Gottes wurde ihm lieb und werth. Jene Pest in Haddam, deren Opfer seine Mutter geworden, war ihm ein mächtiger Weckruf. Die Schrecken des Todes traten ihm vor die Seele. Er fühlte die Last seiner Sünde. Er floh damit zu seinem Heilande, und meinte, ihn gefunden zu haben. „Der Geist Gottes förderte mich in dieser

Zeit weit," sagt er. „Ich war sichtlich der Welt abgestorben, und meine Gedanken beschäftigten sich meist mit der Sorge für die Seele. Ich kann in der That sagen, ich war fast überzeugt, ein Christ zu sein." Aber sein Christenthum war nicht rechter Art. Es saß der Wurm darin, der jeden Keim wahrhaftigen Christenthums zerfrißt. Weißt du, wie der Wurm heißt? Selbstgerechtigkeit ist sein Name. Ist vielleicht auch ein alter Bekannter in deinem Herzen.

Die Zeit, in welcher der Mensch sich gewöhnlich für den künftigen Beruf entscheidet, ging vorüber, ohne daß David einen bestimmten Beschluß gefaßt hätte. Die Wahl des künftigen Berufes wurde ihm schwer. Ein Jahr lang versuchte er es mit der Landwirthschaft. Seinen Neigungen widerstand diese Beschäftigung. Darum gab er sie denn bald wieder auf. Er wollte lieber ein Prediger des Evangeliums werden. Dahin hatte von Jugend auf sein Sinn gestanden.

Als Brainerd einen festen Entschluß faßte, war er bereits 20 Jahr alt. Du kannst denken, daß seine Wahl eine wohl überlegte war. Darum nahm er's auch sehr ernst mit der Vorbereitung für seinen künftigen Beruf; er wußte, daß er als Diener des Herrn nicht sich selbst, sondern seinem Gotte angehörte.

In Haddam fand der Jüngling an dem Prediger Fiske einen treuen und rathenden Freund. Unter dessen Aufsicht begann David seine theologischen Studien. — Dabei sorgte Fiske für das Seelenheil seines Zöglings auf's treueste. Er rieth ihm, sich von jedem Umgange mit jüngeren Männern fern zu halten und sich an ernste ältere Personen anzuschließen. Brainerd that nach diesem Rathe. Aber wiewohl er äußerlich fromm lebte, wiewohl er seine Pflichten auf das genaueste erfüllte, — seine Seele war ohne Gott, ohne Hoffnung in der Welt. Der Heiland hatte sich ihr verborgen. Und doch sehnte sich der Jüngling so heiß nach

dem lebendig machenden Glauben. Er ließ es sich sauer darum werden. Jeden Tag hatte er seine bestimmten Stunden, in welchen er in seinem Betkämmerlein vor dem Herrn auf den Knieen lag. Jede Woche pflegte er sich mit seinen Freunden zu einer gemeinsamen Erbauungsstunde zu vereinigen. Aber der Morgenstern ging in seinem Herzen nicht auf.

Sein Freund Fiske wurde ihm durch den Tod entrissen. Brainerd mußte nach eigenem Ermessen seine Studien fortsetzen. Er that das, so gut er konnte.

Seine inneren Kämpfe dauerten fort. Eine Zeit lang konnte er meinen, durch äußere Pflichterfüllung sich die Gerechtigkeit vor Gott zu verdienen. Aber dann sagte ihm das Gesetz Gottes das Gegentheil. Tiefe Schwermuth überzog seine Seele. Die Thiere des Feldes schienen ihm glücklicher als der Mensch.

Unter solchen Bekümmernissen war der Winter 1738 herangekommen. An einem Sonntagmorgen, als Brainerd wie gewöhnlich auf's Feld hinausgegangen war, legte ihm der Herr seinen Seelenzustand recht offen und klar vor Augen. Er sah, wie nie vorher, den furchtbaren Abgrund, dem er entgegen ging. Seine Selbstgerechtigkeit brach zusammen, und das Gefühl der Sündhaftigkeit bemächtigte sich seiner mit allen seinen Schrecken. Er fühlte, Bekehrung that ihm noth, aber „ich wußte nicht, was Bekehrung sei."

Im Gebete zu seinem Gott suchte er Hülfe. Sie wollte nicht kommen. War es ihm auch bisweilen, als ob er die helfende Hand des Herrn fühlte, so zog sie sich doch bald hinter die Wolken zurück. Er blieb, wie er war, verlassen und trostlos. „Bisweilen schienen sich Berge meinen Hoffnungen auf Gnade entgegen zu stellen. Das Werk der Bekehrung schien so groß, daß ich dachte, ich würde es nimmer ausführen können. Indessen hörte ich nicht auf, zu Gott zu

beten und zu flehen und meine Pflichten mit dem größten Eifer zu thun. Auf diese Weise hoffte ich meinen Zustand zu bessern. Hundertmal entsagte ich allen Ansprüchen auf irgend einen Werth dessen, was ich that, selbst indem ich meine Schuldigkeit zu thun suchte, und bekannte vor Gott, daß ich für das Beste, was ich gethan, nichts verdient als ewige Verdammniß. Aber dabei hegte ich doch immerwährend die geheime Hoffnung, mich selbst durch die Erfüllung meiner religiösen Pflichten Gott zu empfehlen. Und wenn ich inbrünstig betete, und mein Herz in demselben Maße erweicht zu werden schien, hoffte ich, Gott würde dadurch zur Barmherzigkeit gegen mich bewegt werden. In meinem Gebete glaubte ich dann etwas Gutes zu erblicken und ich betrübte mich über meine Sünden, und so mochte ich wohl auf die Gnade Gottes in Christo vertrauen, obgleich der vorherrschende Gedanke und Grund meiner Hoffnung eine Einbildung von dem Guten meines Herzens und von dem Eifer in der Erfüllung meiner Pflichten war. Doch bisher schien mir der Eingang zum ewigen Leben so enge, daß es mir fast unmöglich schien, einzugehen, und doch schmeichelte ich mir selbst wieder ein andermal, daß es nicht sehr schwer sei, und ich hoffte, mit Fleiß und Wachsamkeit bald das Ziel zu erreichen.

„Im Februar 1738 setzte ich einen Tag zu geheimen Fasten und Beten fest und brachte diesen Tag in fast unaufhörlichem Flehen zu Gott um Gnade zu, daß er meine Augen öffnen möchte, um das Elend der Sünde zu erkennen und den Weg des Lebens durch Jesum Christum. Und es gefiel Gott, an diesem Tage mich meinen Herzenszustand erkennen zu lassen.“

„Bisweilen war ich sehr getrost und meinte, daß Gott mich liebe und Gefallen an mir habe. Ich dachte, ich würde bald gänzlich mit Gott versöhnt sein. Aber das Alles war

bloß Einbildung, die durch den Eifer in Erfüllung meiner Pflicht in mir aufstieg. Und wenn zu Zeiten bei dem Anblicke meiner Unwürdigkeit und Blöße große Bekümmerniß bei mir entstand, so pflegte ich die Untersuchung darüber aufzuschieben, da ich sie nicht zu ertragen vermochte. Einst befiel mich eine solche Angst, und der Gedanke, mich selbst aufzugeben und nackt vor Gott hinzutreten, war so schrecklich für mich, daß ich im Begriff war, wie Felix zu Paulus, zu sagen: „Gehe hin für dieses Mal."

Du fragst vielleicht, lieber Leser, woher kam diese Zerrissenheit in Brainerd's Seele? Brainerd selbst hat dir auf diese Frage in seinen eigenen Bekenntnissen Antwort gegeben. Er suchte das Heil auf einem anderen Wege, als auf dem, auf welchem allein es zu finden ist. Er hatte sich, wie's so viele Menschen thun, in seinen eigenen Gedanken einen Heilsweg zurecht gemacht. Den hielt er für besser, als den Weg des Herrn. Er hatte nicht den Muth, sein Sündenelend zu erkennen und zu bekennen.

„Ich glich einem trüben See. Meine Gedanken bewegten sich verworren hin und her," sagt Brainerd von sich selber. Aber der treue Herr fuhr mit seiner Kraft auch über diesen trüben See, also daß seine Wasser klar und hell wurden. Nach langem Suchen, nach langem Kämpfen fand Brainerd seinen Gott, seinen Heiland. Er war eines Morgens in tiefer Betrübniß auf's Feld gegangen. Und es geschah, da er so hinging, nahete sich ihm der Herr: „Ich sah auf einmal," so erzählt Brainerd, „daß alle meine Bestrebungen, mich selbst zu befreien und zu retten, ganz vergeblich seien, und ich war völlig dahin gebracht, mich selbst für ganz verloren zu achten. Ich hatte wohl früher oft gedacht, daß die Schwierigkeiten auf meinem Wege sehr groß seien, aber nun erkannte ich in einem andern und ganz verschiedenen Lichte, daß es mir für immer unmöglich sei, irgend etwas zu

meiner Erlösung zu thun. Nun erkannte ich, daß Gott nicht die geringste Verpflichtung habe, mir seine Gnade zu schenken, und daß meine Gebete deshalb nichts werth seien und nichts vermöchten, weil sie nicht aus der Liebe zu Gott hervorgingen. Ich erkannte, daß ich bei meinen Andachtsübungen, Fasten und Gebeten geglaubt hatte, ich thäte dies zur Ehre Gottes, während ich doch allein meine Glückseligkeit dabei im Auge hatte." Mehrere Tage dauerte dieser Gemüthszustand. — In der Stille des Abends war er einmal wieder hinausgegangen. Er wollte sein Herz vor Gott im Gebete ausschütten, aber er konnte nicht beten. „Ich dachte, der Geist Gottes habe mich gänzlich verlassen. Nachdem ich fast eine halbe Stunde versucht hatte zu beten, kam ich in ein dunkles Gebüsch. Eine unaussprechliche Herrlichkeit schien sich meiner Seele zu öffnen, — ich meine nicht einen äußeren Glanz, denn so etwas sah ich nicht, — sondern es war eine neue innere Wahrnehmung oder ein Schauen Gottes, wie ich's nie vorher hatte. Ich stand voll Verwunderung still! Ich erkannte, daß ich nie etwas geschaut hatte, was an Pracht und Schönheit damit verglichen werden könnte. Es war weit entfernt von allen Vorstellungen, welche ich je von Gott oder göttlichen Dingen gehabt hatte. Ich hatte keine besondere Wahrnehmung von irgend einer Person in der Dreieinigkeit, weder vom Vater, noch vom Sohne, noch vom heiligen Geist, sondern es schien mir göttliche Herrlichkeit zu sein. Meine Seele freuete sich mit unaussprechlicher Freude, einen solchen Gott, ein solch' majestätisches Wesen zu schauen, und ich war innerlich recht froh, daß es Gott war über Alles immer und ewiglich. Meine Seele war so erhellt von der Herrlichkeit und Größe Gottes, daß ich ganz von ihm eingenommen war, in dem Maße, daß ich zuerst nicht an meine Seligkeit dachte."

„So gab mir Gott, das glaube ich, ein Herz, das ihn erheben und auf den Thron setzen und Alles zu seiner Ehre

hun konnte. In diesem Zustande der innern Freude und des Friedens blieb ich fortwährend, bis es dunkel zu werden begann, und dann begann ich über das nachzudenken, was ich gesehen. Den ganzen Abend fühlte ich mich in meinem Gemüthe angenehm beruhigt. Ich fühlte mich in einer neuen Welt, und jeder Gegenstand um mich her erschien mir in einem andern Lichte, als er mir sonst erschienen war."

„Um diese Zeit erschien mir der Heilsweg in seiner unendlichen Weisheit und Herrlichkeit, daß ich mich wunderte, wie ich je an einen andern Weg habe denken können. Wenn ich durch meine eigenen Pflichterfüllungen oder auf einem andern Wege, welchen ich früher mir selbst erdacht, hätte selig werden können, so hätte ich das jetzt mit ganzer Seele zurückgewiesen. Ich wunderte mich, daß nicht alle Welt diesen Heilsweg, allein durch die Gerechtigkeit Christi erkannte."

Im Herbst 1739 wurde Brainerd Zögling der Bildungsanstalt (Yale-College) in New-Haven. Da wollte er seine Vorbereitung zum geistlichen Amte vollenden. Das Gebet war auf dem Wege dahin sein Begleiter. Er fürchtete die vielen Versuchungen, welche ihm in seinem neuen Aufenthaltsorte entgegentreten würden. Darum flehte er zu seinem Gott, daß er ihn vor dem Falle bewahren möge.

Das Gebet war vor den Thron der Gnade gekommen. Brainerd fühlte sich gestärkt und erquickt. „Es gefiel Gott, meine Seele mit noch deutlicheren Offenbarungen seiner Gnade heimzusuchen. Der Herr ließ das Licht seiner Gnade in mein Herz scheinen." Mehr wollte Brainerd nicht. Er hatte Alles, was ihn glücklich machen konnte, — seinen Gott.

Wie ich dir oben schon erwähnte, hatte Brainerd einen sehr schwächlichen Körper. Das trat jetzt insbesondere in New-Haven hervor. Den großen Anstrengungen und Arbeiten war er nicht gewachsen. Es zeigten sich jetzt schon die Anfänge der verzehrenden Krankheit, mit welcher er sich bis an seinen Tod

herumgetragen hat. Er warf Blut aus. Brainerd sah sich genöthigt, zur Herstellung seiner geschwächten Gesundheit nach Haddam zurückzukehren.

In seiner Leibesschwäche war seine Seele fröhlich in Gott. Die Todesgedanken, welche einst den Knaben erschreckt hatten, waren ihm jetzt die liebsten. Er begehrte abzuscheiden und bei Christo zu sein. Er hätte viel lieber seinen Weg zu Gott in den Himmel genommen, als nach seiner Genesung nach New-Haven zurück.

Der Herr aber hatte es anders beschlossen. Im November 1740 war Brainerd so weit wieder hergestellt, daß er in die Anstalt zurückkehren konnte. Er that es nicht gern, weil er an seinen Studiengenossen so viel Sünden sah. „Ich wunderte mich," sagt er einmal, „daß sie so leben konnten, wie sie es meist thaten." — Er hatte keinen Gefallen an dem rohen Leben der übrigen Zöglinge. Der Umgang mit Gott war sein Genuß. Darum lebte er zurückgezogen und still seinen Arbeiten.

Im Anfange des Jahres 1741 war Brainerd Zeuge einer allgemeinen Erweckung. Bis in die Anstalt erstreckte sie sich. Die Studenten waren wie umgewandelt. Viele verließen ihr bisheriges Sündenleben und empfingen da die ersten lebendigen Eindrücke des Christenthums. Brainerd freuete sich über das, was der Geist des Herrn vor seinen Augen wirkte. Er fühlte, daß er jetzt etwas für seinen Heiland thun könne. Es vereinigten sich mit ihm gleichgesinnte Freunde zu gemeinsamen Besprechungen über die christlichen Wahrheiten. Sie wollten einander im Geistlichen helfen und fördern, nach der Gabe, welche ihnen dargereicht würde. Dem Brainerd ging das Herz auf. Endlich hatte er gefunden, was er sich so oft gewünscht, — einen Freundeskreis, geschlossen von der Liebe zum Herrn.

Aber siehe da — für Brainerd wurde dieser Bund nach kurzer Zeit gewaltsam zerrissen. Er wurde aus der Anstalt verwiesen, um dahin nie wieder zurückzukehren. Das ging so zu. In einem freundschaftlichen Gespräche kam die Rede auf einen der Vorsteher der Anstalt. Brainerd äußerte über ihn, daß derselbe nicht mehr Gnade empfangen habe, als sein Stuhl. Diese Aeußerung war in einem anliegenden Zimmer gehört. Mit vielen Entstellungen wurde sie dem Rektor hinterbracht. Es wurde eine strenge Untersuchung angestellt. Brainerd tadelte offen das Verfahren des Rektors, der aus einer Aeußerung vor Freunden ein so großes Verbrechen mache. Das nahm man ihm sehr übel. Er mußte die Anstalt verlassen.*)

Aber wohin sich nun wenden? Bei wem sich jetzt ferner vorbereiten für das Predigtamt? Der Herr öffnete dem Jünglinge das Herz christlicher Menschen. Der Prediger Mills

---

*) Dies ist der glaubwürdige Bericht von *J. Edwards „The Life of the Rev. David Brainerd"* p. 21 und 22, der mit Brainerds Angaben a. a. O. p. 83 übereinstimmt. Brainerd versuchte später mehrere Male, sich mit seinen beleidigten Lehrern auszusöhnen. Aber es war umsonst. Am 15. September 1743 bat er seinen Lehrer schriftlich um Verzeihung. „Ich bekenne in Demuth," sagt er, „daß ich hierin (nämlich in jener Aeußerung) gegen Gott gesündigt und wider die Ordnungen des göttlichen Wortes gehandelt und meinen Vorgesetzten beleidigt habe. Mein Benehmen geziemte sich nicht für einen Christen, und ich habe oft mit Betrübniß daran gedacht. Ich bitte demüthig die Lehrer der Anstalt, insbesondere den Beleidigten, um Vergebung." Aber auch diese schriftliche Bitte wurde nicht gehört. Brainerd konnte um so getroster seine Sache dem Herrn empfehlen, als er seinerseits Alles zur Herstellung des Friedens gethan hatte. In seinem Tagebuche stehen gleich nach der obigen Erklärung die schönen Worte: „Gott hat mich in den Stand gesetzt, daß ich, wenn Jemand mir hundertmal Unrecht gethan, und ich ihn, obgleich so vielfach dazu aufgereizt, nur ein einziges Mal beleidigt hätte, doch mich geneigt und von Herzen willig fühlen würde, ihm demüthig mein Vergehen zu bekennen und auf meinen Knieen ihn um Verzeihung zu bitten."

zu Ripton nahm ihn in sein Haus auf und wurde ihm ein Führer in seinen Studien. Andere benachbarte Geistliche halfen dem Brainerd gern, wenn er sie aufsuchte.

Die innern Kämpfe folgten dem Jünglinge auch in diese Zeit. Oft ging er in die Einsamkeit der Wälder und suchte seinem Herzen Luft zu machen. Da betete er für seine Seele, daß er sie ganz hingeben möchte in die Liebe zu Gott. Da betete er für die Ausbreitung des Reiches Christi unter den Heiden. Unter solchen Gebeten ward ihm eine solche Freudigkeit gegeben, „daß ich mit Freuden den größten Beschwerden um Christi willen mich unterziehen wollte." Brainerd war bereit, Alles in der Welt um Jesu willen zu verlassen, wenn ihm auch der Herr ein Leben unter Mühseligkeiten und Todesgefahr mitten unter den Heiden bestimmt habe.

Am 19. Juli wurde Brainerd in Danbury geprüft. Er erhielt die Erlaubniß, das Evangelium öffentlich zu predigen. Er war froh über die Gnade, die ihm widerfahren, aber traurig über seine eigene Unwürdigkeit. „Ich fühlte mich noch mehr als einen Gott Geweiheten, vereinigte mich mit einem Freunde zum Gebet und legte mich nieder mit dem Vorsatz, Gott mein ganzes Leben zu weihen."

Ohne bestimmtes Amt zog Brainerd mit seiner Predigt umher. Er predigte an verschiedenen Orten. Auch die Indianer waren schon damals seine Zuhörer. Nie war wohl Jemand lebhafter von dem Gefühl seiner Untüchtigkeit durchdrungen, als es damals Brainerd war. Er war sehr gedrückt. Darum bedurfte er insbesondere aufrichtende Erfahrungen. Und die blieben nicht aus. Das Wort seiner Rede wußte die Zuhörer zu erbauen. Der Herr half ihm wunderbar. Die Gebete, mit welchen er sich für die Predigt rüstete, mußten hinaufkommen vor Gott; so anhaltend, so innig waren sie.

Etwa 3 Monate wirkte Brainerd ohne besondere Anstellung so für das Reich Gottes. Da im November erging der Ruf in den Missionsdienst von New-York aus an ihn. —

Wir verlassen aber unseren künftigen Glaubensboten auf kurze Zeit, um die Freunde des Reiches Gottes kennen zu lernen, welche auf den Jüngling ihr Augenmerk gerichtet hatten. — In Schottland bildete sich im Jahre 1700 eine Gesellschaft zur Fortpflanzung christlicher Erkenntniß. Sie war zunächst durch den Wunsch der schottischen Christen, die nördlichen Theile des Landes und die benachbarten Inseln mit christlichen Predigern zu versehen, in's Leben getreten. Allein nach wenigen Jahren schon dehnte sie ihre Wirksamkeit über das Meer aus. Im Jahre 1741 ernannte sie in New-York mehrere Freunde des Reiches Gottes zu ihren Correspondenten und trug ihnen auf, sich nach Predigern für die heidnischen Indianer umzusehen. Im August 1741 ging der erste Missionar Azariah Horton nach der Insel Long-Island ab, an deren westlicher Küste zwei Indianerdörfer lagen. Außerdem wohnten noch viele Indianer auf der Insel zerstreut.

Die Heiden nahmen Horton wohlwollend auf. Seine Predigten wurden mit großer Aufmerksamkeit gehört. In einigen Herzen blieben gesegnete Eindrücke zurück. Es war ein ernstes Fragen unter ihnen: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Fünfunddreißig Erwachsene und vierunddreißig Kinder führte Horton dem Heilande in der heiligen Taufe zu. — Es war ihm besonders daran gelegen, seine Indianer durch christlichen Unterricht zu einer tieferen Erkenntniß zu führen. Aber das war ihm unmöglich. Er hatte keinen bleibenden Wohnsitz. Von Ort zu Ort mußte er mit seiner Predigt ziehen. Da, wo er gesäet, konnte er die Saat nicht pflegen. Viele, welche das Evangelium anfangs mit Freuden

aufgenommen hatten, fielen in ihren alten heidnischen Zustand zurück. Horton bat die Correspondenten in New-York um Hülfe. Aber es war sehr schwer, einen Mann für das Missionswerk zu finden. Nach langem Suchen fanden sie in David Brainerd einen treuen und eifrigen Heidenboten.

Brainerd war gerade in New-Haven, als ihn der Prediger Pemberton in New-York einlud, um mit ihm die Angelegenheiten der Heiden zu berathen, er schwankte eine Zeitlang, ob er der Einladung folgen solle. Mit seinen Freunden betete er, daß ihm der Herr den Weg, welchen er gehen solle, zeigen möchte. Nach einigen Tagen reiste er nach New-York. Nachdem er eine Prüfung vor den Correspondenten bestanden, nahmen sie ihn in den Dienst der Mission. Und Brainerd trat in denselben ein, wenngleich ängstlich bei dem Blicke auf seine Unwürdigkeit, so doch froh in Hoffnung auf seinen Herrn, von dem er gerufen worden. Darum konnte er denn auch zwei Anerbietungen, welche ihm einen leichteren Wirkungskreis unter den Engländern eröffneten, ausschlagen und unverzagt den Mühen und Gefahren entgegengehen, welche seiner auf dem Missionsfelde unter den wilden Indianern warteten. —

O Herr, du Todbesieger!
Die Deinen rüste aus,
Und sende sie als Krieger
Zum schweren Kampf hinaus!
Dein Geist sei ihre Rüstung,
Dein Segen ihre Macht;
Dann ist des Feind's Verwüstung
Bald siegesreich vollbracht.

Dann wird das Feld erblühen
Vom frischen Himmelsthau,
Und Lebenswasser ziehen
Hell durch die Friedensau!

O wonnevolles Ahnen,
Wenn du die ganze Schaar
Einst rufst zu deinen Fahnen! —
Ja, Herr, mach' bald es wahr!

Zweites Kapitel.

Brainerds Missionsthätigkeit zu Kaunaumeek, an den Delawarebuchten und am Susquehannah.

Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen; denn es ist Zeit, daß du ihr gnädig seist, und die Stunde ist gekommen. Denn deine Knechte wollten gerne, daß sie gebauet würde, und sähen gerne, daß ihr Steine und Kalk zugerichtet würden; daß die Heiden den Namen des Herrn fürchten und alle Könige auf Erden deine Ehre; daß der Herr Zion bauet und erscheinet in seiner Ehre.
Psalm 102, 14—17.

Im Frühlinge des Jahres 1743 begann Brainerd seine Missionsthätigkeit. Zwanzig englische Meilen östlich von Albany lag das Indianerdorf Kaunaumeek. *) Dahin trug Brainerd zuerst die Botschaft des Heils.

Das Dorf lag in einsamer und rauher Gegend. Berge und Wälder trennten es von den übrigen Bewohnern des Landes. Brainerd fand keinen Menschen, mit welchem er sich über das Missionswerk berathen konnte. Der Muth wollte ihm schier vergehen. Am 1. April, dem Tage seiner

---

*) Näheres über die heidnischen Indianer s. Evangel. Missionsgeschichte Band I. H. 1. (Leben John Eliots) S. 19 ff.

Ankunft in Kaunaumeek, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich glaubte keinen Gott zu haben, zu welchem ich mich flüchten konnte. O daß der Herr mir doch helfen wolle!“

Nicht weit von Kaunaumeek hatte sich seit zwei Jahren eine schottische Familie niedergelassen. Bei dieser fand Brainerd für die erste Zeit sein Obdach. Der Anfang seines Missionslebens war voll Beschwerden und Mühen. Sein Zimmer war dürftig eingerichtet. Ein Bündel Stroh war sein Bett. Die kärglichste Kost mußte seinen Hunger stillen. Ueberdies mußte er von seiner Wohnung täglich 1½ Stunde gehen, ehe er die Indianer traf. Die schönsten Stunden des Tages gingen so für das Werk des Herrn verloren. Aber das Alles trug er gern und freudig für seinen Herrn. Als er etwa einen Monat auf seiner Arbeitsstätte gewesen, schrieb er an seinen lieben Bruder John: „Ich lebe in der traurigsten Gegend. Ich speise mit einem armen Schottländer: seine Frau kann kaum etwas Englisch sprechen. Meine Kost *besteht* meist in schnell zubereitetem Mehlkloß, gekochtem Korne und in der Asche gebackenem Brode, bisweilen auch in etwas Fleisch und Butter. Mein Lager ist ein kleines Bündel Stroh, das über einige Bretter gelegt ist. — Mein Werk *) ist sehr schwierig. Ich gehe fast täglich auf dem schlechtesten Wege 1½ Meile zu Fuß und wieder zurück, denn ich wohne so weit von meinen Indianern. Diesen Monat habe ich nicht einen Engländer gesehen. — Ueber den Erfolg meiner Arbeit kann ich bis jetzt nicht viel sagen. Die Indianer scheinen im Allgemeinen freundlich gegen mich. Sie sind meist sehr aufmerksam auf meine Lehre und scheinen den Unterricht gern

---

*) Die Schwierigkeiten seiner Missionsarbeit fühlte er insbesondere auch deshalb, weil er die Indianersprache nicht kannte. Er mußte zu den Heiden durch einen Dolmetscher reden.

zu haben. Zwei bis drei,*) hoffe ich, sind in etwa überzeugt, doch es ist bis jetzt wenig von besonderen Wirkungen des heiligen Geistes zu sehen, was mir manche muthlose Stunde macht. Bisweilen denke ich: Gott hat so reichlichen Segen für mich und für sie vorräthig, zu anderen Zeiten bin ich so betrübt, daß ich nicht einsehen kann, wie sein Verfahren gegen mich mit seiner Liebe und Treue bestehen mag und ich spreche: Gewiß hat er mir seine Barmherzigkeit auf immer entzogen. Aber ich sehe ein, daß ich aller dieser Züchtigungen bedarf. Es ist gut für mich, daß ich alle diese Prüfungen bestehen muß und bis jetzt wenig oder gar keinen Erfolg gesehen habe. Aber Gott ist mit mir gewesen. Laß uns immer daran denken, daß wir durch viel Trübsal in Gottes ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen müssen.“

Der Blick auf alle Entbehrungen und Beschwerden seines Missionslebens beugte unsern Brainerd nicht nieder. Aber der Blick auf sich selbst machte den theueren Glaubensboten muthlos. Seine inneren Kämpfe begleiteten ihn auf das Missionsfeld. Oft trat das Gefühl seiner Sünde so lebhaft in ihm hervor, daß er sich schämte, vor seinen Indianern mit der Predigt aufzutreten. Da ging er dann gar oft, wie früher, in die Einsamkeit der wilden Wälder hinaus und suchte im Umgange mit seinem Gott und im Gebete Kraft und Stärke.

Brainerd sah bald ein, daß durch die weite Entfernung von dem eigentlichen Arbeitsfelde manch' schöne Stunde seiner Arbeit verloren ging. Die Morgen- und Abendstunden, in welchen die rothen Männer am sichersten in ihren Wigwams anzutreffen waren, mußte er auf dem Wege nach und

---

*) Unter diesen Wenigen war ein Indianer, der am 10. April nach der Predigt zu Brainerd kam und ihm bekannte, sein Herz habe fortwährend geschrieen, seit er ihn zuerst hätte predigen hören.

von Kaunaumeek zubringen. Darum entschloß er sich, seine schottische Familie zu verlassen und sich mitten unter den Heiden anzusiedeln. Vorläufig bezog er eine Indianerhütte. Nach sieben Wochen aber stand sein eigenes Häuslein, das er sich mit seinen eigenen Händen erbaut hatte, in Kaunaumeek. Darin wohnte er denn allein, — sein Dolmetscher zog es vor, unter seinen Landsleuten zu bleiben, — und er freute sich dieses Alleinlebens. Er hatte seinen Freund im Himmel, welcher hierher seine Schritte gelenkt hatte, und in dessen Gemeinschaft hat er in seinem Häuslein gar manche köstliche Stunde verlebt. „Gepriesen sei der Herr," ruft er einmal in *seinem* Tagebuche aus, „der mir jetzt einen Ort der Stille und Zurückgezogenheit gegeben hat. O möchte ich da doch Gott finden." — Er hatte freilich auch jetzt noch manche Beschwerden zu tragen. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse mußte er meilenweit herbeiholen lassen. Aber das Alles *kümmerte* ihn nicht.

Das aber war ihm ein großer Schmerz, daß die „weißen Christen," oder, wie sie Brainerd einmal nennt, die „weißen Heiden" ihm sein heiliges Werk so erschwerten. Diesen waren Brainerds Arbeiten ein Dorn im Auge. Sie wollten lieber die Indianer in Nacht und Finsterniß dahinleben lassen, um desto leichter ihr schändliches Gewerbe zur Unterdrückung und Beraubung der rothen Männer treiben zu können. Daß durch solch' Handeln der Abscheu gegen das Christenthum unter den Heiden wuchs, war natürlich. Wie kann der Gott gut sein, dachten sie, welchen solche Betrüger verehren.*)

Brainerd setzte im Aufsehen zu seinem Herrn sein angefangenes Werk fort. Die Liebe zu seinem Heilande und zu den Indianern zeigte ihm die Wege, auf welchen er ihren Herzen nahe kommen konnte. Er suchte in seinen Predigten

---

*) Vergl. Band I. H. 1. S. 22 f.

und Gesprächen die Heiden zunächst zu der Erkenntniß ihrer Sündenschuld und ihres Elendes zu führen. Dann zeigte er ihnen die menschliche Ohnmacht, sich selbst von dieser Schuld zu befreien, und wies sie daher auf den Heiland, der durch seinen Gehorsam und durch sein Leiden auch für ihre Sünden gebüßt habe, und der in seiner ewigen Erbarmung auch sie annehmen wolle. —

Um den Indianern etwas Schriftliches geben zu können, arbeitete Brainerd nach einiger Zeit eine Sammlung von Gebeten für sie aus. Mit Hülfe seines Dolmetschers übersetzte er mehrere Psalmen. Das war eine große Freude für unsern Glaubensboten, wenn der Mund, aus welchem man früher nur rohes Geschrei gehört hatte, das Lob Gottes im Himmel sang. Es lag Brainerd am Herzen, seine Indianer vor Allem in die heilige Schrift einzuführen. Darum begann er denn auch gar bald den Unterricht in der biblischen Geschichte. Jeden Abend versammelte er in seinem Hause seine Indianer, um mit ihnen das Evangelium Matthäi zu lesen. Sein Dolmetscher stand ihm treulichst zur Seite. Unter seiner besonderen Aufsicht stand die neu eingerichtete englische Schule, welche von Großen und Kleinen besucht wurde.

Der Herr legte seinen Segen auf das Wirken der beiden Männer. Waren es auch noch keine auffallenden Früchte, welche sie sahen, so keimte doch der ausgestreute Same und ging der Ernte für spätere Zeiten entgegen. Hören wir darüber einmal Brainerd selbst, wie er in einem Briefe an Pemberton in New-York berichtet hat.

„Die Stufe der Erkenntniß, zu welcher Einige gelangt sind, ist bedeutend. Viele Wahrheiten des Christenthums scheinen sich ihrem Gemüth tief eingeprägt zu haben, so daß sie gar mit mir darüber sprechen und mich befragen, um sie ihrem Verständnisse deutlicher zu machen. Einige von den Kindern und jungen Männern, welche die Schule besuchten, machten

große Fortschritte, so daß sie bald die englische Sprache verstanden. Aber was mir unter allen Schwierigkeiten den meisten Muth macht, ist der Umstand, daß die Wahrheiten des göttlichen Wortes sich zu Zeiten als eine göttliche Kraft an den Herzen der Indianer erweisen. Dies zeigte sich deutlich bei einigen Gelegenheiten, als sie zu der Erkenntniß ihres elenden Zustandes kamen und bekümmert waren, aus demselben befreit zu werden. Einige kamen aus eigenem Antriebe zu mir, um über den Zustand ihrer Seele zu sprechen. Andere fragten unter Thränen, was sie thun sollten, um selig zu werden, und wie der Gott, welchem die Christen dienen, diejenigen bestrafen würde, welche oft betrunken gewesen. Und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich an ihnen hinreichende Zeichen der Erneuerung im Geiste und Gemüthe gesehen habe, so hoffe ich doch zu Gott, daß er seinen Weg in die Seelen vorbereitet hat."

Auch in der äußeren Lebensweise der Indianer zeigte sich eine große Veränderung. Der Götzendienst verschwand gänzlich; die wilden Tänze nach heidnischer Weise wurden nicht mehr gesehen; das rohe Schreien wurde nicht mehr gehört. Der Tag des Herrn wurde geachtet; Eltern und Kinder waren an demselben sauber und reinlich gekleidet.

Als Brainerd ein Jahr in Kaunaumeek gearbeitet hatte, erging an ihn die Aufforderung, den Indianern an den Delawarebuchten in Pennsylvanien das Evangelium zu bringen. Als er seinen Indianern seinen nahen Abschied anzeigte, wurden sie betrübt. Sie baten, daß er doch bei ihnen bleiben möge. Sie hätten jetzt so viel über die Angelegenheiten ihrer Seele gehört, daß sie unmöglich ohne einen Lehrer, welcher ihnen ferner den Weg zum Himmel zeigte, leben könnten. Und als Brainerd ihnen sagte, daß es ja noch viele andere Indianer gebe, welche ebenso, wie sie, der Predigt des Evangeliums bedürften, wußten sie ihre Bitte durch allerlei Gründe

zu unterstützen. Sie meinten, die Indianer am Delaware seien gar nicht willens, Christen zu werden, darum möge er doch bei ihnen bleiben. Sie wollten auch gern und willig das Evangelium annehmen. Allein Brainerd konnte um so leichteren Herzens von diesen Indianern ziehen, da in Stockbridge sein Freund Sergeant wohnte, dessen Obhut er sie anempfehlen konnte. Die Meisten von ihnen siedelten später nach Stockbridge über.

Am 29. April machte sich Brainerd von Kaunaumeek auf die Reise an den Delaware. Er mußte mehrere Tage auf derselben zubringen. Hie und da traf er Indianer, die er für das Evangelium zu gewinnen suchte. Am 10. Mai erreichte er das Indianerdorf Minnissinks. Er suchte den Häuptling auf, um sich von ihm die Erlaubniß, sein Volk im Evangelio zu unterrichten, zu erbitten. Aber der rothe Mann lachte, wandte seinen Rücken und ging weg. Brainerd ließ sich durch dies Benehmen nicht abschrecken. Er fragte einen anderen angesehenen Indianer, ob er sich im Christenthume unterrichten lassen wolle. Der schien dazu geneigter. Das machte ihm denn noch einmal Muth, sich an den Häuptling zu wenden. Er begab sich in dessen Wohnung. Aber auch dieser Versuch mißlang. Der Indianer lehnte jedes Gespräch mit Brainerd ab. Ein Anderer nahm das Wort. Aber was mußte Brainerd da hören? „Warum wünschest Du, daß die Indianer Christen werden, da diese doch viel schlechter sind, als wir. Die Christen lügen, stehlen und trinken, mehr als die Indianer. Sie stehlen unter einander dermaßen, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen. Aber auch das schreckt sie nicht ab. Nie ist ein Indianer des Diebstahls wegen gehängt worden. Wenn wir Indianer Christen werden, so werden wir bald eben so schlecht werden, wie diese!“ Brainerd mußte dem Indianer die schlechten Handlungen sogenannter Christen zugeben. Aber vergebens bemühte er sich,

ihn davon zu überzeugen, daß diese Christen nur Namenchristen seien, und daß er solche Handlungsweise der Christen verabscheue. Aber der Indianer blieb dabei: sie wollten leben, wie ihre Väter gelebt und nach dem Tode dahin gehen, wohin sie gegangen seien. Als der Indianer etwas ruhiger geworden war, fragte Brainerd, ob er später einmal wiederkommen dürfe. Das wurde ihm gern gestattet, aber nur unter der Bedingung, daß er den Indianern ihren heidnischen Glauben lasse. „Ich will Dich als meinen Freund aufnehmen, wenn Du nicht wünschest, daß wir Christen werden," sagte der Häuptling. —

Brainerd setzte seine Reise fort und kam am 13. Mai in dem Indianerdorfe Sakhauwotung in Pennsylvanien an. Der dortige Häuptling war geneigter, den Boten des Friedens aufzunehmen. Als Brainerd ihm gesagt hatte, daß er sich längere Zeit hier aufzuhalten gedenke, antwortete der Häuptling ihm nicht. Er wollte sich darüber mit einigen alten Indianern berathen. Nach kurzer Zeit kehrte der Häuptling zurück. Er war bereit das Evangelium zu hören. Das war unserem Glaubensboten eine frohe Kunde. Er hatte ja keinen andern Wunsch auf Erden, als den, daß recht viele Indianer dem großen Erzhirten zugeführt werden möchten. *)

*) In diese Zeit fällt Brainerds Ordination. Er hatte bis jetzt nicht als verordneter Prediger unter den Heiden gewirkt. Erst nachdem er Beweise seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte, wurde er zum evangelischen Predigtamte in Newark in Neu-Jersey ordinirt. Am 12. Juni 1744 fand die Feier statt. Prediger Pemberton aus New-York hielt die Predigt. Wie ernst es Brainerd mit seinem heiligen Amte genommen, magst du aus einigen Worten aus seinem Tagebuche vom 12. Juni sehen. „Ich hoffe", sagt er, „daß ich mir selbst entsagt und mich Gott ergeben habe, Ihm anzugehören und keinem Andern. O daß ich immer in seinem Dienste leben möchte, des ehrwürdigen Amtes nach Gebühr mich erinnernd, in der Gegenwart Gottes, der Engel und der Menschen. Amen! Möge Gott mir seinen Beistand verleihen zur Ausführung dieses Vorsatzes!"

Und in dieser Freude ging er an's Werk. Seiner Predigt hörten die Indianer mit großer Aufmerksamkeit zu. Das Herz des Häuptlings schien besonders davon ergriffen zu werden. Seit der Zeit zeigte er sich immer gegen Brainerd sehr freundlich. Er öffnete ihm sein Haus zu den Versammlungen. Fast den ganzen Sommer hindurch war des Königs Haus der Versammlungsort für die heilsbegierigen Indianer. Ihre Zahl war freilich sehr klein. Die Meisten von denen, welche hier früher gewohnt, hatten sich zerstreut. Brainerd hatte zu Anfang seines hiesigen Aufenthalts oft nicht mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig Indianer um sich. Aber ihre Zahl wuchs allmählig. In der letzten Hälfte des Sommers war sie auf vierzig gestiegen. Und die waren nicht bloß müßige Zuhörer, sondern das Wort zeigte auch seine Wirkungen an ihren Herzen. Einige von ihnen wurden dahin gebracht, dem Götzendienste gänzlich zu entsagen. Andere zeigten eine ernste Sorge für ihre Seele. „Sie suchen den Weg nach Zion mit solchem Eifer, daß ich hoffe, daß Gott, welcher in ihnen das gute Werk angefangen, es zu ihrer gänzlichen Bekehrung fortführen wird.“ Es war ein Hunger nach dem Worte unter die Indianer gekommen. Brainerd fand sie einmal an einem Freudenfeste. Und sie waren so begierig nach der Predigt, daß sie von demselben abließen und das Evangelium aufmerksam anhörten.

Im Juli erfuhr Brainerd, daß etwa dreißig Meilen westlich eine Anzahl Indianer in Kaukseſauchung wohne. Er machte sich dahin auf den Weg. Etwa dreißig Indianer fand er beisammen. Sie willigten gern ein, als er ihnen sagte, daß er ihnen das Evangelium predigen wolle. Aber er konnte ihnen nur zweimal predigen. Die Habsucht der weißen Christen hatte auch dieses Arbeitsfeld zerstört. Die Indianer waren im Begriff, sich an dem Susquehannahfluß niederzulassen. —

Die beiden Predigten waren nicht ohne Eindruck auf

ihre Herzen geblieben. So Etwas hatten sie noch nie vernommen. Sie luden Brainerd ein, daß er ihnen an den Susquehannah folgen möge. Da wollten sie gern mehr von dem Heilande hören. Brainerd versprach ihnen für spätere Zeit einen Besuch in ihrer neuen Niederlassung. Durch das Mißtrauen Einiger, welche meinten, er komme in der Absicht, um sie ihrer Länder zu berauben und als Sklaven auf die Schiffe zu schleppen, ließ er sich nicht abschrecken. Er dankte seinem Herrn, daß er in den Seelen ein Verlangen nach christlicher Unterweisung erweckt habe. „Das gab mir Muth in meinem großen Werke und erweckte in mir die Hoffnung, daß Gott hier eine Thür für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden öffnen werde."

Mit Bewilligung der Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft unternahm Brainerd im October seine Reise an den Susquehannah. Es war ein sehr beschwerlicher Weg dahin. Drei Tage mußte er sich durch die finstersten Wälder den Weg bahnen. Zwei Nächte hindurch war die feuchte Erde sein Bette. — Auf der Reise stürzte sein Pferd und brach das Bein, das war für den schwachen und kränklichen Mann in dieser Wildniß ein harter Schlag. Er mußte seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Nach großen Anstrengungen erreichte er die indianische Niederlassung Opeholhaupung. Sie faßte nur zwölf Hütten, in welchen etwa siebenzig Indianer wohnten. Der Häuptling hieß unseren Glaubensboten freundlich willkommen. Er legte der Predigt des Evangelii kein Hinderniß in den Weg. Und Brainerd ging frisch an sein Werk. Im Gebete zu seinem Gotte suchte er Stärke und Kraft dazu. „Der Herr half mir, um meine Seele zu beruhigen und zu stärken. Ich brachte über eine Stunde in der Einsamkeit zu und konnte mein Herz vor Gott ausschütten im Gebete um Wachsthum an Gnade und Tüchtigkeit zum geistlichen Amte, um eine gesegnete Wirkung der

Predigt für die Diener des Wortes und für die Zuhörer."
Jeden Tag predigte er vor einer aufmerksamen Indianerschaar. Nach der Predigt besuchte er sie in ihren Wohnungen. Sie hatten an dem Verkündigten ein großes Wohlgefallen, so daß sie eine große Jagd, welche sie gerade antreten wollten, drei bis vier Tage aufschoben, um noch mehr von dem Heilande aus des Lehrers Munde zu hören.

Als Brainerd verschiedene Male gepredigt hatte, suchte er die Indianer auf, von welchen er erfahren hatte, daß sie gegen das Christenthum feindselig gesinnt seien. Er fragte sie nach dem Grunde ihres Hasses. Sie antworteten ihm offen und aufrichtig. Brainerd bemühte sich, ihnen ihre Bedenken zu nehmen. Und zum Theil gelang es.

Mit freudiger Hoffnung konnte er diese Indianer verlassen. Als er bei seiner Abreise den Häuptling fragte, ob er, so Gott ihm das Leben schenke, im nächsten Frühjahre zurückkehren dürfe, wurde ihm eine bejahende Antwort. Der Häuptling erbot sich, ihn bei sich aufzunehmen, denn er wünsche sehnlichst, sein Volk belehrt zu sehen. Auch die übrigen Indianer sagten ihm eine freundliche Aufnahme zu.

Am 9. October zog Brainerd an die Delawarebuchten zurück. Den Winter über blieb er dort. Seine Arbeit für das Reich Gottes setzte er mit großem Eifer fort. Auch das „weiße Volk" vergaß er nicht. Hatte doch das auch das Evangelium sehr nöthig.

Aber unter den großen und schweren Arbeiten schwanden seine Körperkräfte mehr und mehr. Innere Kämpfe fehlten dabei nicht. Er trug sich mit Todesgedanken herum. Alle Drangsale dienten ihm dazu, ihn immer mehr der Erde zu entwöhnen und für den Himmel vorzubereiten. „Gepriesen sei Gott," ruft er einmal aus, „daß er in dem Gedanken an das Ende meiner Wanderungen und an meine Auflösung mich einen großen Trost finden läßt unter den härtesten Prü-

fungen, und selten regen diese Gedanken Schrecken und Trübsinn in mir."

Der Segen, welchen der Herr auf sein Werk legte, munterte ihn zu neuer frischer Thätigkeit auf. Der 18. December war ihm ein Tag großer Freude. Er predigte mit großer Begeisterung. Sein Wort ging den Indianern zu Herzen. Sein Dolmetscher wurde aus dem Sündenschlafe aufgerüttelt. Mehrere Erwachsene waren bis zu Thränen gerührt. Ein an 100 Jahren alter Indianer war überwältigt von dem, was ihm gesagt war. Ein Thränenstrom rann aus seinen Augen. Unter Lob und Preis kehrte Brainerd am Abend in seine Hütte zurück.

Als der Frühling 1745 in's Land gekommen war, gedachte er seines den Susquehannahindianern gegebenen Versprechens. Seine dortige Thätigkeit schien ihm sehr wichtig. Mit erfahrenen Geistlichen berieth er sich darüber. In Philadelphia suchte er den Gouverneur des Landes für das Werk der Mission zu gewinnen. Er bat ihn, bei dem Häuptlinge der Indianer am Susquehannah sein Ansehen aufzubieten, damit dieser der Predigt des Kreuzes kein Hinderniß in den Weg lege. Der Gouverneur ließ sich dazu willig finden. Und so trat Brainerd getrost seine Reise an. Sein Dolmetscher begleitete ihn. Da ziehen denn die beiden Männer in Wind und Wetter durch die unwegsamsten Waldgegenden. Oft will ihnen der Muth sinken bei den nie aufhörenden Beschwerden der Reise. Der Herr aber geleitete die beiden an ihrer Wanderung Ziel. Lehrend und predigend durchzog Brainerd die Indianerniederlassungen am Susquehannah. Viele hörten ihm gern zu, und das ermuthigte ihn. Andere waren böse Feinde des Christenthums und wollten nichts von ihm wissen, und das schlug ihn nieder. So unter Freude und Trauer wirkte der Bote des Herrn. —

Auch alte Bekannte traf er hier. Einige Indianer von

Kaunaumeek waren dahin gekommen. Sie waren voll Freuden, ihren geliebten Lehrer wiedersehen zu dürfen.

Vierzehn Tage brachte Brainerd unter den rothen Männern am Susquehannah zu. Es waren Tage großer Mühen und schwerer Arbeit. Seine Kräfte waren erschöpft. Er fühlte sich sehr schwach und matt, so daß ihm das Reiten unmöglich war. Ein mitleidiger Indianer nahm den Kranken in seine Hütte auf und pflegte sein. Nach acht Tagen der Ruhe fühlte er sich fähig, seine Rückreise anzutreten. Ueber die Insel Juncauta nahm er seinen Weg. Am 30. Mai war er wieder an den Delawarebuchten.

Seine körperlichen Leiden, seine geistlichen Anfechtungen drückten ihn nieder. Der Herr aber ließ ihn nicht sinken. Er zeigte ihm bald ein Arbeitsfeld, an dem er sich auf wunderbare Weise durch seinen Knecht verherrlichen wollte. Davon im nächsten Kapitel.

Ja, Amen, treuer Zeuge,
Dein Wort geh aus mit Schall!
Dein' Gnad' und Wahrheit beuge
Die Herzen überall!

Wohlan, ein Jeder eile,
Dir Geist und Kraft zu weihn;
Auf daß wir reine Pfeile
In deinem Köcher sein!

So werden große Mengen
Dir bald zur Seite stehn,
Und dich mit Lobgesängen,
Erlöser, hoch erhöhn.

Und werden froh dich grüßen
Und mit der Engel Reihn
Hinsinken dir zu Füßen,
Dir Huldigungen weihn.

Drittes Kapitel.

Crosweeksung.

Der Herr bauet Jerusalem, und bringet zusammen die Verjagten in Israel. Er heilet, die zerbrochenen Herzens sind und verbindet ihre Schmerzen. Er zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen. Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret. Der Herr richtet auf die Elenden, und stößet die Gottlosen zu Boden. Singet um einander dem Herrn mit Danken, und lobet unsern Gott mit Harfen.
Psalm 147, 2—7.

Mehr als ein Jahr hatte Brainerd unter seinen Indianern in Pennsylvanien gearbeitet, und noch immer sah er den ausgestreuten Samen des Wortes nicht aufgehen. Er hatte den Versuch gemacht, die Fahne des Kreuzes am Susquehannah aufzupflanzen. Auch dieser Versuch hatte keinen sichtbaren Erfolg. Brainerd stand vor seinen Arbeitsfeldern muth- und hoffnungslos. Da ward ihm die Kunde, daß eine große Indianerschaar sich in und um Crosweeksung in New-Jersey, achtzig Meilen südöstlich vom Delaware, niedergelassen habe. Brainerd besann sich bei dieser Nachricht nicht lange. Er war entschlossen, auch diesen Indianern das Wort vom Heil anzubieten. Noch im Monat Juni 1745 machte er sich auf die Reise.

Als er am 19. Juni sein künftiges Arbeitsfeld erblickte, da wollte ihm wieder aller Muth sinken. Er hatte gehofft, dort eine große Zahl Indianer zu finden. Und es waren nur etwa 7—8 Frauen und Kinder da. Die Indianer wohnten in dieser Gegend sehr zerstreut.

Mit den Wenigen machte Brainerd den Anfang. Er predigte und fand an ihnen aufmerksame Zuhörer. Auch nach der Predigt konnte er an ihnen wahrnehmen, daß sie nicht, wie es anderswo oft geschah, darauf ausgingen, dem Evangelio durch allerlei Spitzfindigkeiten ihr Herz zu verschließen. Das gab dem zaghaften Glaubensboten neue Kraft.

Beim Scheiden äußerte Brainerd die Absicht, am folgenden Tage wiederkommen zu wollen. Seine Zuhörer nahmen die Nachricht freudig auf. Und nicht allein das; sie machten sich sogar auf den Weg, um ihre Freunde aus der Umgegend herbeizurufen, damit auch sie das Wort von Christo hören möchten. Die waren denn auch am folgenden Tage herbeigezogen. Mit der gleichen Aufmerksamkeit, wie vorher, hörte man Brainerds Predigt zu. Es war eine große Freude für die rothen Männer, als Brainerd ihnen sagte, daß er oft kommen und ihnen predigen wolle.

Von Tage zu Tage wuchs die Zahl der nach dem Worte Gottes begierigen Heiden. Am 22. Juni hatte Brainerd an dreißig Zuhörer. Und das waren keine Zuhörer, welche die Predigt etwa nur zum Zeitvertreib hörten, nein, es war fast kein Einziger unter ihnen, an dessen Herzen das Wort seine göttliche Kraft nicht bewiesen hätte. Sie begannen, ihr Sündenelend zu fühlen, und sehnten sich, von demselben befreit zu werden. Den Haß, welchen sie noch vor wenigen Monaten gegen das Evangelium gehegt, kannten sie nicht mehr.

Du kannst denken, daß Brainerds Muth und Arbeitsfreudigkeit bei dem Anblicke solch' eines Erfolges zunahm. Fühlte er sich mannichmal auch nicht recht aufgelegt zum Predigen, — denn die Schwäche seines Leibes und die innern Kämpfe drückten ihn nieder, — so durfte und konnte er doch nicht um der heilsbegierigen Seelen willen ruhen. Die Indianer verlangten nach dem Brode des Lebens; sollte er ihren

Hunger ungestillt lassen? Darum wies er sie denn auch nicht zurück, als sie mit der Bitte zu ihm kamen, er möge ihnen doch zweimal des Tages predigen. Aber auf's Predigen beschränkte er sich nicht. Er knüpfte mit seinen Zuhörern gern Gespräche über das Gehörte an. Und die Indianer ließen sich das gern gefallen. Wärest du bei diesen Gesprächen gewesen, du würdest dich über das reiche Maaß der Erkenntniß, welches Einige in den wenigen Tagen erlangt hatten, wundern müssen.

Am 2. Juli beschloß Brainerd, sich einmal wieder nach den Indianern am Delaware umzusehen. Er hielt es für seine Pflicht, sich dieser verlorenen Schafe anzunehmen. Noch einmal versammelte er in Crosweeksung seine heidnischen Freunde um sich. Jedem von ihnen sagte er ein besonderes Wort, wie's ihm Noth that. Da zeigte ihm denn der Herr einige erquickende Früchte seiner bisherigen Arbeit. Es trat eine Indianerin zu ihm. Ein Strom von Thränen floß über ihre Wangen. Sie hatte keinen andern Wunsch, als den, daß Gott ihr doch das Herz umwandeln möge. Eine andere Indianerin äußerte ihr Verlangen nach dem Heilande. Ein alter Mann, welcher früher ein angesehener Häuptling gewesen war, stand in Thränen über seine Sünden da.

Die Indianer waren mit Brainerds Abreise nicht zufrieden. Sie hätten so gern den Lehrer der Wahrheit bei sich behalten, damit er sie noch ferner unterrichten möge im Worte des Lebens. Deshalb erkundigten sie sich denn sehr genau, wann Brainerd zu ihnen zurückkehren werde. Sie versprachen, daß sie dann auch die entfernter wohnenden Indianer herbeirufen wollten.

Solche Bitten konnte Brainerd nicht zurückweisen. Darum versprach er eine baldige Rückkehr. Dann nahm er Abschied von ihnen und zog seine Straße an den Delawarefluß. Eine große Freude wartete hier seiner. Er durfte zum

ersten Male einen Indianer in Jesu Tod taufen. Es war sein etwa fünfzig Jahre alter Dolmetscher Moses Tinda Tautamy.

Brainerd hatte ihn im Anfange des Sommers 1744 in seinen Dienst genommen. Er hielt diesen Indianer für besonders tauglich. Der englischen Sprache, so wie der Indianersprache war er vollkommen mächtig. Bei seinem früheren Aufenthalte in einem englischen Hause hatte er die europäische Lebensweise lieb gewonnen. Er trug deshalb seit langer Zeit den Wunsch mit sich herum, daß seine indianischen Landsleute sich dieselbe doch aneignen möchten. Er meinte, daß das Laster des Trinkens, dem er sich ergeben hatte, wohl mit der englischen Lebensweise vereinbar sei.

So fand ihn unser Glaubensbote. Seine Ermahnungen blieben von Anfang an nicht ohne Eindruck auf das Herz des rothen Mannes. Tinda Tautamy entsagte dem Trunke. Er lebte äußerlich rechtschaffen und ehrbar. Aber Bekümmernisse um seiner Seele Heil kannte er nicht. Da geschah es, daß Brainerd einmal vor dem „weißen Volke" predigte. Auch der rothe Mann war unter den Zuhörern. Der Herr gab seinem Diener ein fröhliches Aufthun seines Mundes. In Beweisung des Geistes und der Kraft predigte Brainerd das Heil in Christo. Der Indianer wurde nach dieser Predigt, welche sichtbar sein Herz ergriffen hatte, nachdenkend. Er fühlte seine Sünde. Er sah den Abgrund, in welchen sie ihn stürzen werde. Am folgenden Tage öffnete er dem Brainerd das Herz. Und der erkannte, was dem Indianer Noth that. Er zeigte ihm den Weg zum Heil.

Die Frucht dieser Unterredung zeigte sich alsbald in dem äußeren Leben des Indianers. Tinda Tautamy hatte nie so freudig seine Arbeit gethan, als jetzt.

Brainerd bauete große Hoffnungen auf ihn. Sie wurden aber so bald noch nicht erfüllt. Der Indianer that

einen Rückschritt. Sein Herz war der Weg, von welchem der Heiland Lucä 8. redet. Sicherheit und Sorglosigkeit, das waren die Vögel, welche den ausgestreuten Samen des Wortes Gottes verzehrten. Eine lange Zeit verging, ehe sich in ihm wieder etwas Höheres regte. Aber da erfaßte ihn das Evangelium mit seiner ganzen Kraft. Eine stete Unruhe quälte den rothen Mann. Er wußte keine Rettung. Er meinte, ein hoher Berg läge vor ihm. Dornen und Disteln versperrten den Weg zu seinem Gipfel. Er versuchte diesen Weg, er versuchte jenen Weg. Seine Mühe war umsonst. Das Gefühl seiner Ohnmacht und Hülflosigkeit bemächtigte sich seiner. Er suchte Hülfe bei Brainerd. Dem klagte er seinen trostlosen Herzenszustand. „Ich habe nie eine gute That gethan. Ich habe zwar nie gestohlen, nie gemordet; ich habe wohl Manches gethan, was recht und gut ist; ich bin freundlich gegen meine Nachbarn gewesen, aber ich habe nie etwas Gutes gethan.“ Dies Bekenntniß wiederholte er oft. Brainerd erkannte in ihm das Werk des Herrn. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er die Wege des Indianers. Er hatte die Freude zu sehen, daß aus dem heidnischen Sünder ein anderer Mensch geworden. Er war früher ein Trunkenbold gewesen. Seit sechs Monaten hatte Brainerd an ihm keine Spur von seinem alten Laster bemerkt. Das Wort Gottes war seine höchste Freude. Wenn Brainerd das Volk gelehrt hatte und längst in seine Hütte zurückgekehrt war, saß Tinda Tautamy noch unter seinen Landsleuten, um mit ihnen zu wiederholen, was ihnen verkündigt war.

Dieser Mann war der Erstling aus den Indianern, welchen Brainerd taufte. Die Feier wurde vor einer großen Volksmenge vollzogen. Sie war eine gewaltige Predigt für viele Zuschauer.*) In manchem Heiden ward die Frage rege: was muß ich thun, daß ich selig werde?

*) Der Anblick der Taufhandlung hat oft unter den Heiden eine

Brainerd pries des Herrn Gnade an seinem Dolmetscher. Dieser erste Triumph, welchen das Evangelium an dem rothen Manne gefeiert, sagte ihm, daß der Herr ihm noch herrlichere Dinge sehen lassen werde. Mit neuem Eifer trieb er sein heiliges Werk.

Zunächst erfüllte er sein Versprechen, welches er bei seinem Abschiede von Crosweeksung den dortigen Indianern gegeben hatte. Im Anfang des Monats August machte er sich zu ihnen auf. Wie ganz anders fand er sie jetzt wieder. Sie hatten das ihnen verkündigte Wort während seiner Abwesenheit fleißig behalten und beherzigt. Vielen war es ein rechter Ernst mit ihrem Verlangen nach Erlösung von den Sünden. Der Prediger Tennent, an welchen Brainerd sie gewiesen, hatte das angezündete Feuer am Brennen erhalten.

Noch an dem Tage seiner Ankunft mußte er ihnen predigen. Da ließ denn der theuere Glaubensbote den zwanzig erwachsenen Heiden, welche sich um ihn gesammelt hatten, das theuere Evangelium von Jesu Christo, dem Heile der Welt, erschallen. Er legte seiner Ansprache das Wort Offenb. 22, 17. zu Grunde: Wen dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. Und das Wort fand Eingang in die Herzen. „Es waren ihrer nicht zwei, die trockenen Auges blieben. Einige waren sehr bekümmert und bezeigten ein heftiges Verlangen nach Christo, daß er sie von ihrem Elende erretten möge.“

Dieser Monat August sollte für Brainerd ein rechter Erntemonat werden. Reiche volle Garben für die himmlischen Scheuern wurden in Crosweeksung gesammelt. — Wir wollen uns von Brainerd selbst einige Tage aus demselben be-

---

wunderbare Bewegung hervorgebracht. Vgl. z. B. *Rob. Moffat*, Missionary labours and scenes in southern Africa p. 497.

schreiben lassen. Vom Sonntage, dem 4. August, schreibt er: „Da ich von einem benachbarten Geistlichen eingeladen war, ihm bei der Verwaltung des heiligen Abendmahles beizustehen, so nahm ich die Indianer mit, nicht bloß diejenigen, welche Tages zuvor versammelt gewesen waren, sondern auch diejenigen, welche später herzukamen, um mich zu hören. Es waren ihrer an fünfzig Alte und Junge. Sie waren während des Gottesdienstes sehr aufmerksam. Diejenigen, welche die englische Sprache (in welcher gepredigt wurde) verstanden, waren sehr ergriffen. In ihrem Betragen zeigte sich ein sichtbarer Wechsel. Als sie des Abends sich zum Essen versammelt hatten, wollten sie nicht eher einen Bissen anrühren, als bis sie zu mir geschickt, daß ich kommen und den Segen über ihre Speise sprechen möge. Einige von ihnen weinten, besonders als ich sie daran erinnerte, wie sie früher ihre Feste zu Ehren des Teufels gefeiert und versäumt hätten, Gott für seine Gaben zu danken."

Der Herr feierte in Crosweeksung in den nächsten Tagen herrliche Siege. Das Wort Gottes hämmerte die Herzen weich. So oft Brainerd den Indianern das Evangelium als einen Spiegel ihres Sündenelends vorhielt, brachen sie in laute Thränen aus. „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Das war die allgemeine Frage, auf welche sich alle ihre Unterredungen bezogen. Der Geist des Herrn schien in Strömen auf die Heiden herabzukommen. Der 8. und 9. August waren rechte Pfingsttage für Crosweeksung. Es waren für Brainerd Tage so reichen Segens, so inniger Freude, wie er sie nie erlebt hatte. „Der Arm des Herrn hat sich mächtig und wunderbar geoffenbart," ruft er aus. Sein Bericht über den 8. August lautet so:

„Nachmittag predigte ich den Indianern, deren Zahl nun ungefähr fünfundsechszig betrug, Männer, Weiber und Kinder. Ich redete über Luc. 14, 16—23. und wurde von

einem ungemein freudigen Muthe in meiner Rede unterstützt. Die Theilnahme der Zuhörer war sehr sichtbar, während ich öffentlich sprach. Später aber, als ich zu den Einzelnen redete, an welchen ich eine große Theilnahme bemerkte, schien die Kraft Gottes auf die Versammlung herabzukommen, gleich einer Windsbraut, welche mit wunderbarer Gewalt Alles vor sich niederwirft.

Ich stand erstaunt über den Eindruck, welcher fast die ganze Versammlung ergriff, und konnte ihn mit Nichts passender vergleichen, als mit der unwiderstehlichen Kraft eines mächtigen Waldstroms oder einer schwellenden Fluth, welche mit ihrer unaufhaltsamen Wucht und mit ihrem Drange Alles zu Boden wirft und fortreißt, was ihr in den Weg kommt. Fast alle Personen jedes Alters waren voll Bekümmerniß niedergebeugt, und kaum Einer war fähig, der Gewalt dieser erstaunlichen Wirkung zu widerstehen. Alte Männer und Frauen, welche viele Jahre hindurch jämmerliche Trunkenbolde gewesen waren, und einige kleine Kinder, nicht mehr als sechs oder sieben Jahre alt, waren ebenso bekümmert um ihre Seelen, als Personen mittleren Alters. Und es war offenbar, daß diese Kinder, wenigstens Einige von ihnen, nicht bloß durch den Anblick der allgemeinen Bekümmerniß erschreckt waren, sondern sie fühlten ihre Gefahr, die Bosheit ihres Herzens und ihr Elend ohne Christum, wie einige von ihnen es ausdrückten. Die verstocktesten Herzen waren nun genöthigt, sich zu beugen. Ein vornehmer Mann unter den Indianern, welcher früher sehr sicher und selbstgerecht war und seinen Zustand für gut hielt, weil er mehr wußte, als im Allgemeinen früher die Indianer, und der mit einem hohen Grade von Selbstvertrauen noch am vorigen Tage zu mir sagte, er sei länger als zehn Jahre ein Christ gewesen, wurde jetzt zu einer ernsten Sorge für seine Seele gebracht und weinte bitterlich. Ein anderer bejahrter Mann, der ein Mörder,

Powah *) und berüchtigter Trunkenbold gewesen war, wurde ebenfalls dahin gebracht, mit vielen Thränen um Gnade zu flehen und es sehr zu beklagen, daß er nicht betrübter sein konnte, da er sah, daß seine Gefahr so groß sei.

Sie beteten und schrieen insgesammt um Gnade im Hause und vor den Thüren. Mehrere konnten weder gehen noch stehen. Die Traurigkeit eines jeden Einzelnen über sich selbst war so groß, daß sie sich nicht um ihre Umgebung zu bekümmern schienen, sondern ein Jeder betete für sich. Ich glaube, Jeder dachte an nichts Anderes, als an sich selbst und an seinen eigenen Zustand, und so betete Jeder für sich allein, obgleich Alle bei einander waren. Es schien mir das eine genaue Erfüllung der Weissagung Sacharja 12, 10—14. zu sein. Es war ein großes Trauern, gleich dem Trauern von Hadadrimmon. Ich dachte, dies habe eine große Aehnlichkeit mit dem Tage der göttlichen Macht, dessen Josua 10, 14. erwähnt wird. Ich sah nie einen ähnlichen Tag. Es war ein Tag, an welchem der Herr Großes gethan hat, um das Reich der Finsterniß unter diesem Volke zu zerstören.

Und diese Bekümmerniß war im Allgemeinen sehr vernünftig und recht. Diejenigen, welche seit einiger Zeit erweckt worden waren, klagten insbesondere über die Bosheit ihrer Herzen, die erst kürzlich Erweckten über die Schlechtigkeit ihres Lebens und ihrer früheren Handlungen; Alle aber standen in der Furcht vor dem Zorne Gottes und vor dem ewigen Elende, als dem Solde ihrer Sünden. Einige von dem weißen Volke, welche aus Neugier gekommen waren, um zu hören, was dieser Schwätzer zu den armen, unwissenden Indianern reden würde, wurden ebenfalls erweckt, und Einige schienen beim Hinblick auf ihren verderblichen Zustand schmerzlich ergriffen. Diejenigen, welche kürzlich Linderung gefunden hatten,

*) Vgl. Band I. H. 1 S. 20.

waren in dieser Zeit voll Zuversicht. Sie schienen ruhig und gefaßt, und sich in Christo Jesu zu freuen. Einige von ihnen faßten ihre betrübten Freunde an die Hand, erzählten ihnen von der Gnade Christi und von dem Troste, welcher in der Freude an ihm liegt, und luden sie ein, zu kommen und ihm ihre Herzen zu geben. Ich konnte Einige von ihnen bemerken, welche einfach und ungekünstelt, ohne Absicht gesehen zu werden, ihre Augen gen Himmel erhoben und um Gnade flehten, als sie die Trauer der armen Seelen um sich her sahen. Eine merkwürdige Erweckung geschah an diesem Tage, die ich noch erwähnen muß. Eine junge Indianerin, die wohl früher nie wußte, daß sie eine Seele habe, noch jemals an so Etwas dachte, hatte gehört, daß etwas Ungewöhnliches unter den Indianern vorgegangen sei und war gekommen, um das zu sehen. Auf dem Wege zu den Indianern rief ich sie in meine Wohnung, und als ich ihr sagte, daß ich gegenwärtig beabsichtige, den Indianern zu predigen, lachte sie und schien darüber zu spotten. Aber sie ging hin. Ich war noch nicht weit in meiner Rede gekommen, als sie empfand, daß sie wirklich eine Seele habe; und bevor ich noch meinen Vortrag geendigt hatte, war sie so von ihrer Sündhaftigkeit und ihrem Elende überzeugt und so bekümmert um ihrer Seelen Seligkeit, daß sie von einem Pfeile durchbohrt schien und unaufhörlich laut aufschrie. Sie konnte weder gehen, noch stehen, noch sitzen, ohne gehalten zu werden. Als der Gottesdienst vorüber war, lag sie auf dem Erdboden in andächtigem Gebete. Sie wollte von Nichts wissen, noch auf das antworten, was man zu ihr redete. Ich horchte, um zu hören, was sie sagte, und bemerkte, daß sie in ihrem Gebete oft wiederholte: Guttummaukalummeh wechaumeh kmeleh Ndah, d. h. Habe Erbarmen mit mir und hilf mir, dir mein Herz zu geben. So fuhr sie mehrere Stunden ununterbrochen fort zu beten.

Das war in der That ein wunderbarer Tag der gött-

lichen Macht, und das schien genug, um einen Atheisten von der Wahrheit, Wichtigkeit und Macht des göttlichen Wortes zu überzeugen."

Vom 9. August schreibt Brainerd: „Ich brachte fast den ganzen Tag unter den Indianern zu. Vor Mittag sprach ich mit den Einzelnen besonders, namentlich mit Einigen, welche vor Kurzem erst angeregt worden waren. Ich fragte nach den Gründen hiervon, ertheilte ihnen einigen besonderen Unterricht und gab ihnen Vorsichtsmaßregeln und Anleitung zu ihrem Verhalten.

Nach Mittag hielt ich eine öffentliche Predigt. Es waren etwa siebenzig versammelt, Alte und Junge. Ich erklärte ihnen mit einer Anwendung das Gleichniß vom Säemann Matth. 13. Ich konnte mit großer Klarheit sprechen und bemerkte nachher, daß diese Rede sehr belehrend für sie gewesen war. Während ich redete, flossen viele Thränen. Einige waren sehr bewegt durch einige Worte über Matth. 11, 28., mit denen ich meine Rede schloß. Als ich am Abend mit zwei oder drei der Erweckten versammelt war, schien ein besonderer göttlicher Einfluß dasjenige, was ich zu ihnen mit Kraft redete, zu begleiten. Sie schrieen laut auf in ihrer Seelenangst, obgleich ich nicht ein Wort des Schreckens sprach, sondern im Gegentheil ihnen die Fülle und Allgenügsamkeit des Verdienstes Christi vor Augen stellte und seine Bereitwilligkeit, Alle selig zu machen, die zu ihm kommen, indem ich sie zugleich dringend bat, ohne Verzug zu kommen.

Ihr Rufen wurde bald von Anderen gehört, welche sich, obgleich sie sich schon zerstreut hatten, sogleich wieder um sie versammelten. Ich lud sie auf dieselbe Weise zum Evangelium ein, bis sie Alle, zwei oder drei ausgenommen, in Thränen zerflossen und laut ihre Stimmen erhoben. Sie schienen in der höchsten Bekümmerniß zu sein, den großen Erlöser zu finden und an ihm Theil zu haben. Einige, welche

am vorigen Tage nicht mehr als eine leere Aufwallung gezeigt hatten, schienen jetzt tief bewegt und mit verwundetem Herzen. Es war in der That ein sehr großes Trauern unter ihnen, und jeder Einzelne schien besonders für sich allein zu trauern. Ihre Bekümmerniß war der Art, daß ein Jeder für sich selbst betete und flehete, als ob Niemand in der Nähe wäre. Guttummaukalummeh! Guttummaukalummeh! d. i. Habe Erbarmen mit mir! Habe Erbarmen mit mir! war das allgemeine Geschrei.

Es war sehr ergreifend, die armen Indianer zu sehen, welche an anderen Tagen bei ihren heidnischen Festen gejauchzt und geschwelgt hatten, wie sie jetzt mit Inbrunst zu Gott um Theilnahme an seinem Sohne fleheten. Ich fand zwei oder drei, von denen ich zu hoffen Grund hatte, daß sie seit dem gestrigen Abende auf guten Grund gegründet waren. Diese waren mit anderen versammelt und schienen voll Freude, daß Gott sein Werk mit solcher Macht an Anderen ausrichtete."

Als Brainerd an den folgenden Tagen unter seine Indianer ausging, wandte er sich zunächst an die Erweckten und Angeregten. Wenn er diese um sich versammelt hatte, so fanden sich denn auch bald Andere ein, so daß er immer eine große Zuhörerzahl um sich hatte. Es war unter den Indianern ein allgemeines Verlangen nach Erlösung. Da fragte denn Brainerd einmal seine Zuhörer, ob sie nicht ihren Leib eben so lieb hätten, als ihre Seele; ob der Gedanke an den Tod des Leibes ihnen nicht unerträglich sei. Muttoh! Muttoh! d. i. Nein! nein! unterbrachen Alle die Rede des Lehrers. Sie fragten nichts nach dem Tode der irdischen Hütte der Seele, wenn diese nur zum Leben komme. — Vor einer anderen Versammlung redete Brainerd über Luc. 19, 10. Noch während seines Vortrages entstand unter den Indianern eine solche Bekümmerniß, eine solche Sorge für ihrer Seele Heil, daß das Haus von ihren Klagen er-

füllt ward. Ein Indianer, an welchem bisher das Wort vom Kreuze spurlos vorübergegangen, fühlte jetzt, daß das Wort des Herrn lebendig und kräftig ist und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert. Er gestand offen, daß er während Brainerds Rede so lebhaft an die bösen Thaten seines früheren Lebens erinnert worden sei, als ob er sie erst gestern verübt habe.

Ein anderer Indianer hatte, — wie das unter den Heiden gewöhnlich war, — seine Frau aus dem Hause gewiesen und eine andere genommen. Ueber dem Anhören des Evangeliums war ihm der Gedanke gekommen, ob sein Betragen wohl recht gewesen sei. Er kam zu Brainerd und begehrte von diesem den Willen des Herrn zu wissen. Als Brainerd ihm die göttliche Ordnung der Ehe auseinandergesetzt hatte, forschte er nach, ob wohl die Frau durch verdächtigen Umgang eine Veranlassung zu dem Schritte ihres Mannes gegeben habe. Brainerd fand das nicht. Er erklärte deshalb dem rothen Manne, es sei seine unerläßliche Pflicht, seine jetzige Frau zu entlassen und seine eigentliche Frau wieder aufzunehmen und mit ihr in Frieden zu leben. Der Indianer gehorchte. Seine unrechtmäßige Frau wurde von ihm öffentlich entlassen. Von Neuem schlossen die nun versöhnten Gatten ihren Ehebund. Brainerd fürchtete, daß die Indianer durch solche Strenge des Evangeliums, die gegen heidnische Sünden unerbittlich war, von der Annahme des göttlichen Wortes abgeschreckt würden. Aber gerade das Gegentheil zeigte sich. Die Heiden erkannten das Schriftwort als gut und gerecht, da es die Ehe hochachten lehre.

„Das ist die Macht des göttlichen Wortes!“ sagt Brainerd. „Wenige Wochen vorher hätte die ganze Welt den Indianer zu diesem Schritte nicht bewegen können.“

„Ich mußte die göttliche Gnade mit Freuden bewundern in demjenigen, was ich vor meinen Augen sah. Durch jedes

Gespräch schien etwas Gutes gewirkt worden zu sein. Jeden Tag waren Einige von Neuem erweckt, Andere gestärkt."

Du mußt nun aber nicht meinen, als ob die rothen Männer allein die Segensmacht des Evangeliums erfahren hätten. Es wohnten in ihrer Nähe ja noch Andere, welche ein Gotteswort wohl gebrauchen konnten. Brainerd nennt sie „weiße Heiden." Du siehst, welche Leute er damit meint. Die Neugier trieb die weißen Leute oft zu Brainerds Versammlung. Sie nahmen aus ihr Etwas mit, das für ihr ganzes Leben entscheidend gewesen ist.

Das Werk des Herrn ging seinen stillen Gang fort. Jene Tage der ersten Pfingstfreude wirkten in den Herzen der Heiden nach. Auch bei Brainerd thaten sie das. Er fühlte sich sehr erquickt, wenn auch zuweilen des Leibes Schwachheit ihn niederdrücken wollte.

Es waren ihrer Etliche, an welchen er Zeichen wahrhafter Bekehrung sah. Er konnte ihnen ihre Bitte, durch die heilige Taufe in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen zu werden, nicht abschlagen. Darum nahm er sich denn dieser Pflänzlein insbesondere an. Mit unermüdlicher Treue unterrichtete er sie in der christlichen Lehre. Am Sonntage, dem 25. August, durfte er fünfundzwanzig Indianer taufen. Fünfzehn Erwachsene waren darunter. „Die Meisten von diesen, hoffe ich, sind wahrhaft bekehrt." Das ist Brainerds Urtheil über sie; und er pflegte darin strenge zu sein. Eine große Volksmenge hatte sich zu der Tauffeier eingefunden. Auch „weißes Volk" war dabei. Brainerd predigte über Offenb. 3, 20. Nachdem die Täuflinge öffentlich ihren christlichen Glauben abgelegt, wurden sie getauft. Nach der Feier entließ Brainerd die Zuschauer und blieb mit den Getauften allein. Er richtete väterliche Worte an sie. Sie sollten sich stets der feierlich gegebenen Versprechungen erinnern. Sie sollten nie sorglos und sicher werden, zumal von dem

heutigen Tage an, an welchem sie öffentlich den christlichen Glauben bekannt hätten. Dann würden sie auch das Ende ihres Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit.

„Das war in der That ein herrlicher Tag!“ sagt Brainerd. „Ihre Herzen waren bestrebt, ihre Pflichten zu erfüllen. Sie freuten sich, daß sie öffentlich und feierlich sich selbst Gott geweiht hatten. Die Liebe schien unter ihnen zu herrschen. Sie faßten einander an die Hände, als wenn ihre Herzen mit einander verknüpft wären, während ich zu ihnen sprach. Ihr Benehmen gegen einander war so, daß ein ernster Zuschauer wohl mit Bewunderung hätte ausrufen mögen: siehe, wie lieben sie einander! Einige andere Indianer, die das sahen und hörten, waren sehr ergriffen und weinten. Sie sehnten sich darnach, Theilnehmer dieser Freude sein zu können.“

Brainerd unterschied von nun an in seinen Reden die Fernerstehenden von denen, „welche Hoffnung hatten, daß sie vom Tode zum Leben durchgedrungen waren.“ Die Bedürfnisse Beider mußten befriedigt werden. „Ich begann jetzt um so lieber auf diese Weise zu reden, da die lieben Christen in der Versammlung in Sehnsucht nach der Freude in Christo und nach dem Zustande einer vollkommenen Heiligkeit zu zerschmelzen anfingen. Sie weinten sehr und waren doch fröhlich. Ihre Thränen und Seufzer offenbarten die Zerknirschung ihres Herzens und doch waren sie erfüllt mit wahrhaftem Trost und Frieden. Diese Demuth und Zerknirschung des Herzens schien eine ächte Wirkung des kindlichen Geistes zu sein und war fern von dem knechtischen Geiste, unter welchem sie noch jüngst geseufzt hatten. Der Eindruck schien sich über die ganze Versammlung zu verbreiten. Viele, welche in Christo noch nicht einen allgenugsamen Heiland gefunden hatten, suchten ihn jetzt eifrig. Ihre Zahl betrug jetzt an fünfundneunzig, Alte und Junge, und fast Alle waren bewegt entweder von der Freude in Christo Jesu, oder von dem Wunsche, an ihm Theil zu haben.“ —

Du weißt bereits, daß in Brainerd ein rechtes Missionarherz schlug. Er trug auf demselben alle Heiden. Darum benutzte er denn auch jede ihm dargebotene Gelegenheit, in andere Gegenden das Licht des Evangeliums leuchten zu lassen. Eine solche günstige Gelegenheit fand er jetzt. Die Indianer am Susquehannah waren in dieser Zeit am sichersten zu Hause zu treffen. Als er das erfahren, da hatte unser Friedensbote länger keine Ruhe in Crosweeksung. Er mußte nach jenem fernen Missionsfelde. Die Indianer von Crosweeksung ließen ihren Brainerd ungern ziehen. Doch waren sie bei seinem Scheiden getrost. Sie kannten ja jetzt die selige Gemeinschaft, welche erlösete Kinder Gottes unter einander haben, auch wenn sie sich nicht von Angesicht zu Angesicht sehen. Ehe Brainerd sie verließ, sagte er ihnen, daß alle seine Arbeit unter ihren heidnischen Brüdern vergeblich sei, wenn nicht der Herr selbst mit der Kraft seines Geistes an den Seelen arbeite. Der Geist des Herrn aber wolle erbeten sein. Darum forderte er sie denn auf, ihre Gebete um den göttlichen Segen für das Bekehrungswerk unter den armen Seelen vor den Thron der Gnade zu bringen. Und das thaten sie. Als Brainerd abgereist war, versammelten sie sich zum Gebet. Da hoben sie denn ihre Hände, die vorher zu Mord und allen Untugenden gebraucht waren, für ihren Lehrer zum Himmel. So ganz waren sie in ihr Gebet versunken, daß sie darüber die Zeit vergaßen. Als sie aus dem Hause traten, stand der Morgenstern am Himmel. „Es war eine merkwürdige Nacht, wie mir mein Dolmetscher erzählte, welche einen mächtigen Eindruck sowohl auf diejenigen, welche bekümmert waren, als auch auf die, welche Trost empfangen hatten, machte. An diesem Tage fanden zwei bekümmerte Seelen Trost in dem, in welchem alle Ruhe zu finden ist. Es ist bemerkenswerth, daß an diesem Tage ein alter Indianer, der sein ganzes Leben lang ein halsstarriger

Götzendiener gewesen war, bewogen wurde, seine Klappern, deren sie sich statt der musikalischen Instrumente bei ihren abgöttischen Festen und Tänzen bedienen, den anderen Indianern zu übergeben, die sie geschwind zerbrachen. So hat Gott sein Gnadenwerk unter den Indianern angefangen, so es bis jetzt zu Aller Erstaunen fortgeführt. Ihm sei der Ruhm, der allein der Urheber desselben ist!"

Brainerd machte seine Reise an den Susquehannah über die Delawarebuchten. Die ersten Tage des September brachte er am Delaware zu. Die Erweckung in Crosweeksung hatte auf einige der hiesigen Indianer einen großen Eindruck gemacht. Es schien, sagt Brainerd, als ob die göttliche Macht von dort sich hieher verbreitet habe. Als Brainerd einen Indianer, welcher in Thränen dasaß, nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, erwiederte er: „Wenn ich daran denke, daß Christus wie ein Lamm zur Schlachtbank geführet ist, und daß er sein Blut für die Sünder vergossen hat, dann kann ich das Weinen nicht lassen." Und als er das gesagt, brach er von Neuem in Thränen aus. Als Brainerd die Frau desselben fragte, warum sie doch klage, antwortete sie: „Ich bin traurig, weil die hiesigen Indianer nicht zu Christo kommen wollen, wie die zu Crosweeksung." Brainerd fragte sie weiter, ob sie denn wohl Gebete für die armen Indianer hätte, und ob Christus in ihren letzten Gebeten ihr näher gewesen sei, als früher. Sie erwiederte: „Ja, er ist mir nahe gewesen. Bisweilen wenn ich im Gebete war, fühlte sich mein Herz so wohl dabei, daß ich nicht von der Stelle konnte, sondern stehen bleiben und länger beten mußte."

Am 2. September setzte Brainerd seine Reise an den Susquehannah fort. Dieselben Beschwerden, welche ihm früher begegnet waren, hatte er jetzt wieder zu tragen. Da wo heut zu Tage die Eisenbahnen den Reisenden im Fluge davonführen, mußte er sich durch unwirthliche Wälder den Weg bahnen.

Nach dreien Tagen großer Mühen kam er in die Indianerstadt Shaumoking am Susquehannah. „Die Stadt liegt theils auf der Ost-, theils auf der Westseite des Flusses, theils auf einer in demselben gelegenen großen Insel. Sie enthält nahe an fünfzig Häuser und etwa dreihundert Einwohner. Diese gehören drei Indianerstämmen an. Etwa die Hälfte sind Delawaren, die andern werden Senekas und Tutelas genannt. Diese Indianer sind als die trunksüchtigsten und wildesten bekannt, und Satan scheint in dieser Stadt so recht seinen Sitz zu haben.“

Brainerd hatte hier von seinem ersten Besuche her Bekannte. Die nahmen ihn freundlich in ihre Hütten auf. Aber die freundliche Aufnahme ist auch das Einzige, was der Glaubensbote von ihnen rühmen konnte. Für das Reich Gottes ließ sich unter ihnen nicht viel ausrichten. Ihre Herzen waren hart, wie ein Stein. Zwar bezeigte der Häuptling der Delawaren wohl Lust, sich im Christenthume unterrichten zu lassen; aber diese Lust verflog gar bald. Brainerds Hoffnung, daß der Herr ihm hier eine Thür zu den Herzen der Heiden öffnen werde, wurde an dem Trotze und Uebermuthe der rothen Männer zu Schanden. —

Von Shaumoking wandte er sich zu der Insel Juncauta. Im Frühlinge waren ihm ihre Bewohner sehr freundlich entgegengekommen, und Brainerd freute sich seit Langem auf seinen zweiten Besuch. Aber welch' große Veränderung war mit ihnen vorgegangen! Sie wollten Nichts vom Christenthume wissen und lieber ihre heidnischen Götzenfeste beibehalten. Brainerd machte alle möglichen Versuche, ihren Herzen nahe zu kommen. Er knüpfte in ihren Wohnungen Gespräche mit ihnen an. Aber Alles war vergeblich. Er sah keine Zeichen eines Eindrucks an ihren Herzen. Das indianische Heidenthum trat ihm vielmehr in allen seinen Greueln entgegen. Auf der Insel wurde ein großes heidnisches Fest gefeiert.

Eine daselbst herrschende Krankheit war die nächste Veranlassung dazu. Die Powahs versammelten sich, um durch ihre Zaubereien dem Laufe der Krankheit Einhalt zu thun. Unter den unsinnigsten Gebehrden, unter Schreien und Heulen sprangen sie umher. Brainerd saß mit seiner Bibel in der Hand nicht weit davon. Er harrte des Augenblicks, wo die Powahs sich entfernen würden. Drei Stunden mußte er warten. Dann stellten sie ihr Unwesen ein und gingen davon. Brainerd bemühte sich aber jetzt umsonst, die Indianer von der Ohnmacht ihrer Priester und Zauberer zu überzeugen.

Als er sah, daß er am Susquehannah Nichts ausrichten könne, hielt er's für gut, nach Crosweeksung zurückzureisen. Er wußte, daß da seine Arbeit nicht verloren sei. Der Gottesgarten in Crosweeksung wurde sein Lieblingsort. Wie freuete er sich, als er sein Indianerhäuflein wieder von Angesicht zu Angesicht sah! „Welch' ein Unterschied ist zwischen diesen Indianern und zwischen denen am Susquehannah! Das Leben dort ist eine Verbannung von Gott und seinen Heiligen. Wenn ich aber hier bin, so ist mir's, als ob ich in seine Familie aufgenommen sei. So groß ist die Veränderung unter diesen Indianern, welche noch vor wenigen Monaten gegen das Christenthum eben so eingenommen waren, als die am Susquehannah. Wie wunderbar ist die Gnade, welche diesen Wechsel hervorgebracht hat."

Gegen Ende des Jahres bauete sich Brainerd unter seinen Indianern eine eigene Wohnung. Die meiste Zeit brachte er von jetzt an in Crosweeksung zu.

Er hielt es für zweckmäßig, mit seinen jungen Christen Katechisationen über die Christenthumslehre zu halten. Er wollte sie dadurch zu einer tieferen christlichen Erkenntniß bringen. Nach der Fassungskraft seiner Schüler richtete er den Unterricht ein. Nach der Antwort erläuterte er jede Frage so, wie es ihm nothwendig zu sein schien. Eine Anwendung

auf das Leben machte den Schluß. „Sie waren im Stande, mehrere wichtige Fragen vernünftig zu beantworten. Ich fand, daß ihre Erkenntniß meine Erwartung übertraf. Als ich die Seligkeit derer beschrieb, welche einen so großen und herrlichen Gott zu ihrem ewigen Freunde und Theil haben, waren Einige von meinen Zuhörern sehr bewegt, besonders als ich sie ermahnte und zu überreden suchte, sich mit Gott versöhnen zu lassen durch seinen theueren Sohn."

Brainerd fand, daß dieser erste katechetische Versuch nicht ohne Segen für die Indianer gewesen war. Darum setzte er denn diese Unterredungen mit großem Eifer fort. Er selbst hat uns mehrere von ihnen aufgezeichnet, so, wie sie gehalten wurden. Damit Du siehst, wie der theuere Mann dieselben einrichtete, theile ich Dir eine derselben mit. Sie ist freilich anderer Art, als diejenigen Katechisationen, welche wir zu hören gewohnt sind. Brainerd hat aber gesagt, daß sich nur der über sie wundern könne, welcher niemals die Schwierigkeiten der Missionsarbeit erfahren habe. Hier nun folgt sie.

Von den Pflichten, welche Gott von den Menschen fordert.

Frage. Hat Gott uns seinen Willen kund gethan oder was er von uns haben will, das wir ihm zu gefallen thun sollen? Antwort. Ja. — Fr. Fordert er von uns, daß wir diesen Willen thun? A. Ja. — Fr. Ist es recht, daß Gott das von uns fordert; hat er dazu ein Recht, uns zu gebieten, wie ein Vater seinen Kindern gebietet? A. Ja. — Fr. Warum ist es denn Recht, wenn Gott uns gebietet, nach seinem Gefallen zu thun? A. Weil er uns geschaffen hat und uns alles Gute giebt. — Fr. Fordert Gott etwas von uns, was uns schadet und was uns unseren Trost und unsere Glückseligkeit nimmt? A. Nein. — Fr. Aber Gott fordert doch von den Sündern Reue und Trauer über ihre Sünden und zer-

schlagene Herzen; schadet das ihnen denn nicht und nimmt es ihnen nicht den Trost, wenn sie traurig gemacht sind und zerschlagene Herzen haben? A. Nein, es ist ihnen gut. — Fr. Lehrte Gott den Menschen seinen Willen zuerst durch ein geschriebenes Buch oder legte er ihn in's Menschenherz und lehrte er ihn ohne ein Buch das, was Recht war? A. Er legte es in sein Herz und ließ ihn erkennen, was er thun sollte. — Fr. Hat Gott nachher seinen Willen in ein Buch niedergeschrieben? A. Ja. — Fr. Hat Gott denn seinen ganzen Willen in sein Buch geschrieben, hat er da uns Alles gesagt, was wir glauben und thun sollen? A. Ja. — Fr. Warum war denn dies Buch nöthig, wenn Gott doch zuerst seinen Willen in das Menschenherz niederlegte und ihn fühlen ließ, was er thun sollte? A. Das war nöthig, weil wir gesündigt und unsere Herzen finster gemacht haben. — Fr. Und hat Gott dieselben Dinge in sein Buch geschrieben, welche er zuerst in das Menschenherz legte? A. Ja. —

Mit dem Anfange des Jahres 1746 dachte Brainerd ernstlicher daran, aus den getauften Indianern eine christliche Gemeinde zu bilden. Sie wohnten noch zerstreut umher; und er hätte sie so gern bei einander gehabt. Das aber hatte seine großen Schwierigkeiten. Durch ihre frühere Trunksucht hatten sich viele Indianer bei den weißen Leuten in Schulden gestürzt. Die Gläubiger wollten sich nun mit den Ländereien ihrer Schuldner entschädigen lassen. Brainerd sah wohl, daß, wenn das geschehe, aus einer gemeinsamen Niederlassung nichts werden könne. Darum bot er alle Mittel auf, die Pläne der Weißen zu zerstören. Er wandte sich an die Vorsteher der Mission mit der Bitte, daß das für die Indianer gesammelte Geld zur Tilgung ihrer alten Schulden verwendet werden möge, damit ihnen so ihre Ländereien gesichert blieben. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Da ging's denn gleich an's Bauen. Unter dem Gesange des 127. Psalms schlugen

die christlichen Indianer in der Nähe von Cranberry, 15 Stunden von Crosweeksung, ihre Hütten auf. Und weil der Herr ihnen ihr Haus bauete, weil er darin wohnen sollte, darum nannten sie die neue Stadt Bethel, d. i. Gotteshaus. An 130 Seelen zählte die junge Gemeinde. Aber die Zahl wuchs schnell. Viele entfernter Wohnende zogen herbei, um die Predigt des Wortes haben zu können. Mancher wurde auch durch die bessere Einrichtung im Hause und im Leben angezogen.

Mitten unter seinen Indianern baute sich Brainerd seine Hütte. Wie ein Vater unter den Kindern wohnte er unter ihnen.

Seine Arbeit wuchs bei der Gründung der Gemeinde um ein Bedeutendes. Er mußte jetzt vor Allem dafür sorgen, daß seine Gemeindeglieder ihren Lebensunterhalt fanden. Brainerd unterzog sich dieser Sorge gern. Die rothen Männer mußten sich um ihn versammeln. Er redete dieses Mal zu ihnen nicht wie sonst von dem, was ihrer Seele noth that, sondern von dem, was ihr Körper bedurfte. Er forderte sie auf, durch fleißige Bebauung ihrer Ländereien ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Als die Indianer freudig zugestimmt hatten, entließ er sie unter dem Segen des Herrn an ihre Arbeit. Nun zeigte sich's auch, daß das Jahr, welches unser Glaubensbote früher mit landwirthschaftlichen Beschäftigungen zugebracht hatte, für die Arbeit im Reiche Gottes nicht verloren sei. Es war auch ein Jahr der Rüstung zu dem Dienste im Weinberge des Herrn. Denn jetzt konnte Brainerd seinen Indianern bei der Bebauung ihrer Felder belehrend und rathend zur Seite stehen.

Der Herr bekannte sich zu dem neuen Werke. Die Gebete Brainerds und seiner Indianer haben den Segen vom Himmel herabgefleht.

Ueber dem Bauen vergaß Brainerd der Heiden Seelen

nicht. Bald hatte die Gemeinde ihre eigene Schule. Am 1. Februar trat ein Lehrer in ihren Dienst. Brainerd hatte ihn berufen; es war ein tüchtiger Mann. Die Indianer waren voll Freuden. An 30 bis 35 Schüler besuchten die Tagesschule. 15 bis 20 Erwachsene, darunter mehrere Verheirathete, nahmen an der Abendschule Theil. Da wurde nun Alles gelehrt, was einem Menschen zu wissen wohl ansteht. Den Religionsunterricht in beiden Schulen ertheilte Brainerd selbst. Noch am Tage der Eröffnung der Schule hatte er einige Dutzend Gebetbücher unter Kinder und Erwachsene ausgetheilt.

Die Erwachsenen zeigten eine große Lernbegierde. Nach fünf Monaten gab Brainerd ihnen das Zeugniß, daß sie nun vernünftige Geschöpfe geworden seien, brauchbar für die menschliche Gesellschaft und frei von den wilden Ausbrüchen ihrer heidnischen Rohheiten. Mehrere von ihnen machten große Fortschritte in der englischen Sprache. Sie verstanden ihren Lehrer meist ohne einen Dolmetscher. Brainerd aber verstand es auch, sich ihnen mit großer Leichtigkeit verständlich zu machen. Auch die Kinder lernten mit erstaunlicher Leichtigkeit. Am dritten Tage nach der Eröffnung der Schule waren unter den dreißig Schülern nicht zwei, welche nicht mit allen Buchstaben des Alphabets genau bekannt gewesen wären. Nach 4 Monaten waren Einige so weit vorangeschritten, daß sie den Psalter oder das Neue Testament ohne Anstoß lesen konnten.

Unter der treuen Pflege Brainerds entfaltete sich gar manche schwellende Missionsknospe zu einer schönen Missionsblume. Ich will versuchen, lieber Leser, Dir aus diesem Gottesgarten einen Blüthenstrauß zu winden.

Brainerd hatte einmal über die Verklärung Christi Luc. 9. gepredigt. Als er, wie er gewöhnlich that, nach dem Gottesdienste unter seine Indianer ging, um sie über das

Gehörte zu fragen, sah er eine Indianerin da sitzen. Ein Thränenstrom fiel ihr aus den Augen. Brainerd fragte, was ihr fehle. „O", antwortete sie, „ich möchte so gern bei Christo sein, ich weiß nicht, wo ich bleiben soll."

Eine andere Indianerin war von der Predigt über Luc. 11, 1—13. so ergriffen, daß sie ein inniges Verlangen nach dem Heilande trug. Sie fühlte sich von einer unaussprechlichen Angst gequält, so daß ihr der Schweiß von der Stirne lief. Als Brainerd einige Tage nachher mit ihr zusammentraf, erkundigte er sich, ob sie von ihren Beklemmungen befreit sei. In gebrochenem Englisch erwiederte sie: „Ich versuchte, mich selbst zu retten, bis alle meine Kraft erschöpft war, und ich mich nicht weiter regen konnte. Da war ich gezwungen, es dem Herrn Jesu allein zu überlassen, ob er mich in die Hölle schicken wolle. „Aber", sagte Brainerd, „Du wolltest doch wohl nicht gern in die Hölle fahren?" Sie gab zur Antwort: „Ich konnte es nicht hindern. Das Böse in meinem Herzen kann ich nicht gut machen. — Mein Herz aber war darüber sehr froh, daß Jesus mit mir thun werde, was ihm gefalle. Ich wollte ihn für Alles, was er mit mir thue, lieb haben, selbst wenn er mich in die Hölle senden würde." Ihr Wille ging so in den göttlichen Willen auf, daß die Qual der Hölle für sie nichts Schreckliches hatte, wenn Gott sie dahin bestimmt hätte. — Eines Morgens kam sie wieder zu Brainerd. Eine ungewöhnliche Freude glänzte aus ihren Augen. Als Brainerd nach der Ursache ihrer Freude fragte, sagte sie: „Gott hat mich einsehen lassen, daß er ein Recht hat, mit allen seinen Geschöpfen nach seinem Willen zu thun. Ja, auch dazu hat er ein Recht, meinen Gatten und meinen Sohn in die Hölle zu werfen. Obgleich ich Beide sehr lieb habe, so ist doch des Herrn Wille recht und gut." — Sie fragte den Brainerd: „Bist Du nicht von einem guten Volke aus der Ferne

gesandt, um den Indianern das Evangelium zu predigen?" — „Ja, von dem guten schottischen Volke", sagte dieser. „Mein Herz liebt dieses gute Volk so sehr, daß ich gestern die ganze Nacht für dasselbe gebetet habe. Mein Herz ging für das gute Volk zu Gott." Am 5. Januar 1746 hatte Brainerd die Freude, diese Indianerin durch die heilige Taufe in den Schooß der christlichen Kirche aufnehmen zu können.

Am zweiten Weihnachtstage 1745 wurde Brainerd von einer etwa achtzig Jahre alten Frau besucht. Sie war durch ihr hohes Alter so kindisch geworden, daß es fast unmöglich schien, mit ihr über göttliche Dinge zu sprechen. Sie war in ihrer Herzensangst zu Brainerd gekommen. „Ach", sagte sie, „mein Herz ist so bekümmert, und ich fürchte, daß ich nimmer Jesum finden werde." Brainerd ließ sich mit ihr in ein tieferes Gespräch ein. Und sie gestand ihm, daß sie ihn schon mehrere Male hätte predigen hören, aber nie sei ihr die Predigt in's Herz gegangen. „Aber seit dem letzten Sonntage ist mir's, als ob mir eine Nadel in's Herz gedrückt sei. Seit dem Tage habe ich Tag und Nacht keine Ruhe." Auch erzählte sie, daß am heiligen Abend eine Anzahl Indianer sich in ihrem Hause versammelt und unter einander über den Heiland geredet hätte. Diese Rede habe ihr Herz so ergriffen, daß sie nicht habe aufsitzen können, sondern auf ihr Lager gefallen sei. „Da", sagte sie, „ging ich weg und es war mir, als ob ich träume. Ich sah zwei Wege vor mir, den einen zur Rechten, den andern zur Linken. Der eine war breit und krumm, der andere schmal und enge. Eine Zeit lang versuchte ich auf dem schmalen Wege zu gehen, bis sich mir ein großes Hinderniß in den Weg legte. Ich wollte es übersteigen, — aber da kam ich wieder zu mir. Meine Seele empfand eine sehr große Betrübniß, denn ich sah keine Hoffnung auf Gnade."

Brainerd trauete der Erzählung nicht. Darum

prüfte er, ob die Indianerin ihm auch die Wahrheit gesagt habe. Und zu seinem Erstaunen mußte er wahrnehmen, daß der Geist des Herrn mächtig an der Seele der Alten arbeite. Da that denn auch der theuere Bote des Evangeliums mit Freuden seinen Mund auf und legte der Frau den Heiland der Sünder an's Herz. Er zeigte ihr seine Heilandsliebe gegen alle bekümmerte Seelen, die zu ihm kommen wollten. Das Wort Brainerds schien auf die Alte einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Aber plötzlich brach sie wieder in Klagen aus. „Ach, ich kann nicht kommen. Mein böses Herz will nicht zu Christo kommen. Ich weiß nicht, wie ich zu ihm kommen kann.“ Und bei diesen Worten fielen ihr die Thränen aus den Augen. — Nun, der Herr wußte aber, wie sie zu ihm kommen konnte. Und er zeigte der Alten den rechten Weg. Sie zeigte stets ein größeres Verlangen nach dem Sünderheilande. Obgleich sie vor Alter so kindisch geworden war, daß Brainerd ihr die christliche Lehre kaum verständlich machen konnte, so wußte sie doch von den seligen Erfahrungen ihres Herzens so schön zu erzählen, daß Brainerd an ihrem Tauftage, den 13. Juni 1746, von ihr sagen durfte: „ich hoffe, sie ist in ihrem Alter von Neuem geboren.“

Gegen die Mitte des Februar 1746 machte Brainerd einen Besuch bei den Indianern am Delawarefluß. Er hatte erfahren, daß dort bei Einigen ein großer Haß gegen das Christenthum herrsche. Einige der erfahrensten christlichen Indianer nahm er von Crosweeksung mit. Er meinte, durch sie Etwas unter den feindlichen Heiden ausrichten zu können. Wie er gehört, so fand er's am Delaware. Die Feindschaft einiger Indianer ging so weit, daß sie diejenigen ihrer Stammesgenossen, welche den Glaubensboten als ihren Freund freudig willkommen hießen, mit vielem Hohn und Spott überschütteten. Während Brainerd arbeitete, feierten seine

Reisegefährten nicht. Sie versammelten sich mit ihren heidnischen Brüdern und wiederholten das, was Brainerd geredet hatte. Sie sangen Psalmen und beteten mit einander. Um den christfeindlichen Herzen nahe zu kommen, gebrauchten sie eine eigene Methode. Sie wandten sich nämlich nicht unmittelbar an die Heiden. Sie sprachen unter sich von den großen Thaten Gottes in Crosweeksung. Das erregte die Aufmerksamkeit der Heiden. Sie fühlten sich über dem Anhören der Gespräche ergriffen; nach wenigen Tagen waren den Meisten ihre Vorurtheile gegen das Christenthum genommen. Brainerd hatte den Zweck seines diesmaligen Aufenthalts erreicht. Freudig zog er mit seinen Gefährten die Straße nach Crosweeksung zurück.

Der Herr fuhr fort, viele Seelen aus den Heiden zu der Gemeinde hinzuzuthun.

Brainerd pflegte des Abends mit den Indianern in seiner Wohnung zu singen. Da tönte denn gar manches Lied zum Lobe und Preise Gottes, des Heilandes, aus dem Missionshause. Zu diesem seligen Geschäft hatte er sich auch am Abend des 9. März mit seinen Freunden vereinigt. Während des Gesanges trat eine Indianerin in's Zimmer. Ihr Angesicht strahlte von unaussprechlicher Freude. Unter vielen Thränen brach sie vor der Versammlung in Gebet und Preis aus. „O, hochgelobter Herr! Komm! komm! Nimm mich weg. Laß mich sterben und zu Jesu Christo gehen. Ich bin bange, daß, wenn ich länger lebe, ich wieder in Sünde fallen werde. Laß mich jetzt sterben. O theuerer Jesus, komm! Ich kann hier nicht bleiben! Ich kann hier nicht bleiben! Wie kann ich in dieser Welt leben? Nimm meine Seele von dieser Sündenstätte weg. O laß mich nie mehr in Sünde fallen. Was soll ich thun? Was soll ich thun, theuerer Jesus?“ Als sie etwas ruhiger geworden war, fragte sie Brainerd, ob Christus ihrer Seele jetzt nicht theuer und werth sei. Sie

antwortete: „Ich habe Dich oft von der Güte und Freundlichkeit Christi reden hören, daß er besser gewesen, als die ganze Welt. Aber ich wußte nicht, was Du meintest. Ich glaubte es nie! Aber jetzt weiß ich, es ist wahr.“ Brainerd: „Siehst Du denn bei Christo Gnade genug, auch für die größten Sünder?“ „O genug, genug für alle Sünder der Welt, wenn sie nur zu ihm kommen möchten.“ Brainerd fragte sie weiter, ob sie ihm nicht Etwas von der Freundlichkeit Christi sagen könne. Da wandte sie sich an die anwesenden heidnischen Indianer: „O, es ist für euch genug bei Christo zu finden, wenn ihr nur kommen wolltet. Trachtet darnach, euere Herzen ihm zu geben.“ — Als sie von der Herrlichkeit des Himmels reden hörte, brach sie in laute Freude aus. „O theuerer Herr, laß mich gehen. Was soll ich thun? Ich muß zu Christo gehen. Ich kann nicht leben. O laß mich sterben.“ Wohl an zwei Stunden dauerte die Aufregung ihres Gemüthes. „Ich habe nie Jemanden unter dem Gefühle der Sünde so zerknirscht gesehen, wie diese Frau war,“ bezeugt Brainerd.

Sie kam später oft zu ihrem weißen Lehrer, um ihm ihre Herzenshärtigkeit zu klagen. Brainerd fragte sie einmal, ob die Furcht vor der Hölle sie so traurig mache. „Nein“, antwortete sie unter Thränen, „deshalb bin ich nicht traurig. Aber mein Herz ist so böse; ich kann Christum nicht lieben.“ — Der bekümmerten Heidin ging das Licht des Evangeliums von Tage zu Tage herrlicher auf. Mit freudiger Ergebung in des Herrn Willen trug sie ihr Geschick. Während der Krankheit ihres Gatten wurde sie einmal gefragt, ob sie, wenn ihn Gott von der Erde nähme, den Verlust wohl ertragen könne. „Er gehört Gott“, sagte sie, „und nicht mir. Er mag mit ihm thun, was ihm gefällt.“ Das lebhafte Gefühl ihrer Sünde hielt eine stete Sehnsucht nach dem Tode in ihr rege. „Warum willst Du denn sterben“,

fragte Brainerd, „und Dein kleines Kind verlassen? Was soll aus dem werden, wenn Du nicht mehr hier bist?“ „Gott wird dafür sorgen. Es gehört ihm. Er wird dafür sorgen.“ — „Sie ist eine ergebene und demüthige Christin,“ so schließt Brainerd seinen Bericht, „ein Vorbild für die Gemeinde im Glauben und Leben. Mag sie nun wachsen in der Gnade und Erkenntniß Christi!“

Ein für unseren Friedensboten erquickender Tag war der 27. April 1746. Dreiundzwanzig Indianer hatten sich an ihm zur ersten Feier des heiligen Abendmahles vereinigt. In den vorhergehenden Tagen waren sie von Brainerd zu einem würdigen und gesegneten Abendmahlsgenuß vorbereitet. Sie kamen zusammen, sangen und beteten mit einander. Am Tage der Feier predigte Brainerd über Tit. 2, 14. „Das Abendmahl wurde mit großer Feierlichkeit begangen. Es war zu bemerken, daß während der Austheilung, besonders des Brodes, Alle lebendig davon ergriffen waren, daß Christus wirklich am Kreuze für sie gestorben. So oft die Einsetzungsworte wiederholt wurden, schienen sie ebenso aufgenommen und mit demselben lebendigen Glauben und mit derselben tiefen Bewegung festgehalten zu werden, als ob der Herr Jesus Christus selbst gegenwärtig gewesen wäre und zu ihnen gesprochen hätte. Es war eine sanfte, gerührte Stimmung, in welcher die Herzen sich auflösten, ohne irgend eine leidenschaftliche Regung.“

Nach der Feier ging Brainerd von Haus zu Haus, um mit den Abendmahlsgästen besonders zu reden. Die Meisten von ihnen hatten einen reichen Segen von der Feier mitgenommen. „Nie habe ich in meinem Leben“, so erzählt Brainerd, „so offenbar die christliche Liebe sich erweisen sehen. Man hätte mit freudiger Bewunderung ausrufen mögen: „Siehe, wie lieben sie einander! Mich dünkt, die Liebe unter dem Volke Gottes in den ersten Zeiten des Christen-

thums hätte nicht größer sein können. Der Anblick war so evangelisch, daß man nicht anders sagen konnte: Das hat der Herr gethan! Das ist ein Werk dessen, der die Liebe selbst ist!"

Am 9. Mai taufte Brainerd einen im Heidenthum ergrauten Powah. Er lebte in der Nähe der Delawarebuchten und besuchte fleißig die Versammlungen Brainerds. Aber er war ein großer Trunkenbold, und die Predigt machte auf ihn keinen Eindruck. Von einer Sünde sank er zur anderen. Er wurde der Mörder eines jungen Indianers. Noch quälte ihn sein Gewissen über die böse That. Durch neue Sünden brachte er's zum Schweigen. Mehrere Monate ließ er sich bei Brainerd nicht sehen. Nach langer Zeit traf ihn unser Friedensbote in furchtbarster Verzweiflung. Brainerd sprach mit ihm offen über seine Sünden und zeigte ihm den Heiland, bei welchem auch er Vergebung finden könne. Von der Zeit besuchte er wieder die Predigten an den Delawarebuchten. Aber er blieb, was er war, ein Heide. Seine heidnischen Zauberkünste waren ihm so an's Herz gewachsen, daß er sie nicht lassen mochte. Brainerd verlor den Muth. Er meinte, dieser Indianer werde sich nie unter Jesu Joch beugen; es sei eine Gnade Gottes, wenn er diesen Mann, der durch seine List so Vieler Herzen vom Evangelio abtrünnig mache, aus der Welt nehme. Der Menschen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken. Der Herr nahm den Powah nicht aus der Welt, ohne sich auch an ihm verherrlicht zu haben.

Als Brainerd an den Delawarebuchten seinen Dolmetscher taufte, war der Powah bei der Feier zugegen. Es gingen ihm dabei eigene Gedanken durch den Kopf. Der Anblick der heiligen Handlung hatte ihn so ergriffen, daß er auf die Aufforderung eines christlichen Indianers im August 1745 nach Crosweeksung kam, um da aus dem Munde Brainerds mehr von dem Heilande zu hören. Jene herrlichen

Augusttage, von denen ich Dir oben erzählt habe, verlebte der Heide mit. Auch er wurde vom Evangelio ergriffen. „Ich fühle das Wort Gottes in meinem Herzen", sagte er. Er kannte fortan nicht mehr jene heidnischen Zauberkünste, auf welche er früher so stolz gewesen war. Er fühlte sich jetzt eben so ohnmächtig, wie jeder andere Mensch. In tiefer Bekümmerniß über sein sündhaftes Herz lebte er mehrere Monate lang. Diese seine Trauer wuchs, als er im Januar **1746** von einer Predigt sehr ergriffen wurde. Er wußte nicht, wohin er sich wenden und was er thun sollte. Als Brainerd ihn fragte, wie es ihm gehe, rief er aus: „Es ist vorbei! es ist vorbei. — Ich kann Nichts thun, um mich selbst zu retten. Es ist vorbei für immer! Ich kann Nichts mehr thun!" Brainerd fragte weiter: „Was wird denn aus Dir werden?" „Ich muß zur Hölle fahren!" rief er. „Ist es denn von Gott recht, wenn er Dich dahin fahren läßt?" fuhr Brainerd fort. „Ja, es ist recht," antwortete er. „Die Sünde hat in mir seit meiner Geburt geherrscht. Ich habe stets der Sünde gedient." — Der Indianer hungerte nach dem Worte Gottes. Verschiedene Male erkundigte er sich, wann Brainerd predige. „Aber", fragte dieser, „warum verlangst Du denn so nach der Predigt des Evangeliums, da es ja doch mit Dir vorbei ist?" „Ich höre Dich gern von Christo zu den Indianern reden", sagte der Heide. Brainerd redete zu ihm von dem Heiland, der für alle verlorenen Sünder Gnade hat. Aber die Rede brachte dem betrübten Indianer keinen Trost. „Ich möchte gern, daß Andere zu Christo kommen," sagte er, „wenn ich selbst auch in die Hölle fahren muß." — „Es war zu sehen", so erzählt Brainerd, „daß er zu dieser Zeit eine große Liebe zum Volke Gottes hatte, und daß ihn Nichts mehr betrübte, als der Gedanke, von ihm ausgeschlossen zu sein." Nun, der Herr hat ihn nicht ausgeschlossen. Seine Gebete kamen vor den Thron der

Gnade. Er lernte in Jesu Christo auch seinen Erlöser kennen. Ein neuer Mensch wurde aus ihm. Er trägt die Zeichen der neuen Geburt in Christo Jesu", bezeugt Brainerd.

Unserem begnadigten Indianer wurde bald Gelegenheit gegeben, von der Gnade, welche er erfahren hatte, ein offenes Zeugniß vor seinen heidnischen Brüdern abzulegen. Er war einer von denen, welche Brainerd auf seiner Reise an die Delawarebuchten begleitete. Während Brainerds Predigt stieß ein Powah Drohungen gegen den Prediger und seine Gefährten aus. Da nahm denn unser Indianer seinen früheren Handwerksgenossen gegenüber das Wort. Er sei früher auch ein großer Zauberer gewesen, sagte er, aber diese Zaubermacht habe ihn verlassen, seitdem das Wort Gottes sein Herz ergriffen habe. Dann ermahnte er ihn, daß er doch auch diesem Worte sich hingeben möge.

Das war der Mann, welcher einst in allen Gräueln des Götzendienstes gewandelt hatte. „Dem Herrn sei Ehre und Ruhm, der den wunderbaren Wechsel in ihm hervorgebracht hat!"

Nun, lieber Leser, da habe ich Dir denn einige von den lieblichen Missionsblumen im Gottesgarten von Crosweeksung gezeigt. Es stehen ihrer noch mehrere darin. Aber dieses Büchlein's sparsam zugemessener Raum will's nicht leiden, daß ich Dich zu ihnen führe. —

Als Brainerd ein Jahr unter diesen Indianern gearbeitet hatte, besuchten ihn die Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft. Als sie die Wunder der Gnade mit eigenen Augen schauten, da konnten sie nur den Herrn loben, der das gethan hatte.

Immer noch nahst Du, errettende Liebe, den Sündern,
Rufest noch immer: „Kehrt wieder!" abtrünnigen Kindern,
Suchst, als der Hirt,
Was sich in Wüsten verirrt;
Nichts kann im Suchen Dich hindern.

Immer noch strahlst Du, erleuchtende Liebe, durch Nächte,
Lehrest die Völker der Erde Dein Licht, Deine Rechte;
O daß doch bald
Jegliche Menschengestalt
Dank und Anbetung Dir brächte!

Immer noch willst Du, erziehende Liebe, den Garten,
Den Du gepflanzet, mit Sorgsamkeit pflegen und warten.
Säume nun nicht,
Führe bald Alle zum Licht!
Siehe, wie lange sie harrten!

Immer noch lässest Du, segnende Liebe, die Saaten,
Die wir im Glauben gestreuet, gedeihn und gerathen.
Hör' unser Flehn:
Laß uns die Erndte bald sehn,
Früchte der gläubigen Thaten!

Immer noch führst Du, vollendete Liebe, zum Ziele;
Ewig beseliget stehen vor Dir schon so Viele.
O daß doch treu
Jegliche Seele Dir sei!
Leit' uns doch Alle zum Ziele!

Viertes Kapitel.

Brainerds letzte Tage.

Ei, du frommer und getreuer Knecht,
du bist über Wenigem getreu gewesen;
ich will dich über Viel setzen, gehe ein
zu deines Herrn Freude.
Matth. 25, 21.

Brainerd hat einmal gesagt, daß es auf Erden keinen anderen Trost und keine andere Erhebung gebe, als die Freude in Gott und ein Leben in seinem Dienste. Du hast nun aus dem bisherigen Lebensgange gesehen, daß es

ihm mit diesem Bekenntnisse ein rechter Ernst gewesen ist. Und er ist ihm bis in die letzte Stunde seines kurzen Lebens nicht untreu geworden.

Er hatte sich eine Indianergemeinde gegründet, welche ihn lieb und werth hielt. Er hätte nun in ihrem Schooße von den mühevollen Arbeiten, welche seinen Körper zerrüttet hatten, ausruhen können. Aber der rastlos thätige Mann wollte nicht feiern. Bis zu seinem letzten Athemzuge sollte sein Leben ein Leben im Dienste des Herrn sein. Da in der Ferne am Susquehannahfluß wohnten ja noch viele Seelen, die noch tief in heidnische Finsterniß gehüllt waren. Er hatte bereits einige Male versucht, auch dahin das Licht des Evangeliums zu bringen. Sollte er denn jetzt nicht endlich einmal geneigte Ohren finden? Brainerd ließ sich durch jene mißlungenen Versuche die Hoffnung nicht nehmen. Im August 1746 beschloß er, noch einmal den Wanderstab nach dem Susquehannah zu ergreifen. Sechs christliche Indianer wählte er aus seiner Gemeinde zu seinen Begleitern aus. Sie sollten Friedensboten unter ihren heidnischen Brüdern werden. — Ehe sie auszogen, versammelte Brainerd die Gemeinde zum Abschiede. Sie sangen und beteten mit einander. Es war eine Stunde reich an Thränen, aber auch reich an Glaubenstrost. Nachdem er den Segen über die Versammlung gesprochen, zog er mit seinen Gefährten von dannen. Aber den großen Mühen der Reise war sein gebrochener Körper nicht mehr gewachsen. In Wind und Wetter mußte er oft des Nachts unter freiem Himmel zubringen. Er fühlte sich sehr schwach und angegriffen. Manchen Tag mußte er in einer Indianerhütte bleiben, um sich zu erholen, während er seine Gefährten unter die Heiden aussandte, um Seelen für den himmlischen Bräutigam zu werben. In Shaumoking besuchte er wieder seinen alten Bekannten, den Delawarenkönig. Er wollte sich gern von Jesu, dem Heilande, belehren lassen.

Auch zu anderen Indianern, bei denen er früher noch nicht gewesen war, dehnte der Friedensbote seine Reise aus. Sichtbaren Erfolg aber hat er von seinen Arbeiten nicht gesehen. Drei Wochen hatte er das Wanderleben geführt, als sich seine alte Krankheit in großer Heftigkeit zeigte. Husten und kalter Nachtschweiß verzehrten seine Kräfte. Er meinte, er werde seine liebe Gemeinde nicht wiedersehen. —

Seine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, am 9. September seine Rückreise anzutreten. Er konnte sich kaum auf seinem Pferde halten. Am 20. September erreichte er Bethel. Seine Gemeinde war gerade zum Gebete versammelt. Obgleich er sich sehr angegriffen fühlte, so theilte er doch noch an demselben Tage einen Bericht über seine Reise mit. Einige Indianer wurden durch die Erzählung bis zu Thränen gerührt.

Brainerds Arbeiten in seiner Gemeinde wurden jetzt oft durch sein körperliches Leiden unterbrochen. Tage und Wochen lang konnte er seine Wohnung nicht verlassen. Er fühlte, daß seiner Tage auf dieser Erde nur noch wenige sein würden. In seliger Glaubensfreudigkeit dachte er oft an seinen nahen Tod.

Am 28. September versuchte er zu predigen. Während er sprach, verließen ihn seine Kräfte, so daß er abbrechen und in seine Wohnung zurückkehren mußte. In den ersten Tagen des October fühlte er sich etwas besser. Er hatte noch einen Wunsch. Mit seinen Indianern hätte er so gern zum letzten Male das heilige Abendmahl gefeiert. Der Herr erfüllte ihn seinem treuen Knechte. Freitag, den 3. October, hielt er die Vorbereitungspredigt. Während des Sprechens fühlte er sich wunderbar gestärkt; aber gleich nach dem Gottesdienste trat eine große Ermattung ein. Und doch ruhte er nicht. Am folgenden Tage suchte er seine Abendmahlsgäste auf, um mit ihnen noch von dem heiligen Sakramente zu reden. Am Tage der Feier predigte er über Joh. 1, 29. Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Nach der Predigt durfte er noch zwei Indianer taufen. Es waren die Letzten, welche er in den Schooß der christlichen Kirche aufnahm. Dann genoß er mit seinen Freunden das heilige Mahl. Nach beendigter Feier konnte er kaum nach Hause gehen. Seine Freunde mußten ihn führen. „Meine Seele war erquickt, obgleich mein Körper sehr schwach war."

In großer Leibesschwäche unternahm er eine Besuchsreise zu seinen Freunden in Neu-England. Unter vielen Thränen ließen ihn seine Indianer ziehen. Unterwegs schwanden seine Kräfte so, daß er mehrere Monate in Elisabethtown verweilen mußte. Erst im Frühjahr 1747 erholte er sich wieder, aber er war so schwach, daß er kaum noch einen Tag zu leben meinte.

Nachdem er noch einmal seine Indianer besucht und ihnen sein letztes Wort von Jesu Christo dem Heilande gesagt hatte, setzte er seine Reise nach Northampton fort. Im Mai kam er dahin. Ein christlicher Freund nahm ihn in sein Haus auf. Aber was vermochte die treueste Liebespflege gegen die Macht seiner Krankheit? Immer verzehrender trat sie hervor. Die Aerzte gaben jegliche Hoffnung auf Genesung auf. Brainerd vernahm die Kunde in stiller Ergebung in den Willen seines Herrn. Er klammerte sich in festem Glauben an den an, mit welchem des Todes Gang ein Gang zum Leben werden soll.

Auf ärztliche Anordnung unternahm er eine Reise zu Pferde nach Boston. Sie hatte einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Gesundheitszustand. Seine Freunde und mit ihnen Brainerd selbst schöpften neue Hoffnungen. Diese Hoffnungen waren wie Blüthen, die bald abfallen. Nach wenigen Tagen trat eine gänzliche Abnahme der Kräfte ein.

Mehrere Tage lag der Kranke ohne Besinnung in großer Fieberhitze. Jeden Augenblick erwartete man seinen Tod. Nach einiger Zeit jedoch fühlte er sich wieder wohler. Es ist wohl einmal der Mühe werth, einen Blick in den Gemüthszustand

unseres Glaubensboten zu thun. Er selbst mag uns führen. Wir haben aus dieser Zeit zwei Briefe von ihm an seine Brüder übrig. Ich theile sie hier mit. An seinen Bruder Israel, welcher damals noch Student der Theologie war, schrieb er am 30. Juni 1747:

„Mein theurer Bruder!"

„Ich schreibe Dir jetzt von den Grenzen der Ewigkeit. Ich bin herzlich darüber bekümmert, daß ich so wenig Kraft habe, Dir das schriftlich mitzutheilen, was ich gern möchte. Aber laß mich Dir sagen, mein Bruder, die Ewigkeit ist etwas Anderes, als wir gewöhnlich in gesunden Tagen meinen. O wie weit und grenzenlos! Wie festbestimmt und unveränderlich! O wie unendlich wichtig ist es, daß wir auf die Ewigkeit vorbereitet sind! Ich bin jetzt länger als eine Woche dem Tode ganz nahe gewesen, und Alle um mich her haben dieses gedacht; aber während dieser Zeit habe ich helle Blicke in die Ewigkeit gethan. Ich habe das Glück der Gottseligen geschaut und gewünscht, an ihrem glücklichen Zustande Theil zu nehmen. Ich bin auch zu meinem Troste überzeugt, daß ich es durch die Gnade Gottes thun werde. Aber ach, welche Angst entsteht in meinem Gemüthe, wenn ich an die Ewigkeit derjenigen denke, welche ohne Christus sind. . . . . . . O, wenn ich jetzt meine Freunde sehen könnte, daß ich sie ermahnen möchte, einen sicheren Grund für die Ewigkeit zu legen. Und für Dich, mein Bruder, bin ich besonders besorgt, und habe mich gewundert, daß ich bei unserer letzten Zusammenkunft es so sehr versäumt habe, über Deinen geistlichen Zustand mit Dir zu sprechen. Ach! laß mich jetzt Dich bitten, zu erforschen, ob Du wirklich eine neue Creatur bist; ob Du immer ohne Selbstliebe gehandelt hast; ob immer die Ehre Gottes Deine höchste Sorge gewesen ist, — mit einem Worte, ob immer Gott Dein Theil und eine heilige Uebereinstimmung mit ihm Deine höchste Freude gewesen ist. Wenn Du nicht bestimmt darauf antworten kannst, so achte ernstlich

auf die wiederholten Seufzer Deines Herzens. Nur halte Dich selbst nicht hin mit einer halben Antwort. Wenn Du Grund hast zu denken, daß Du nicht in der Gnade stehst, o so laß Dir und dem Throne der Gnade keine Ruhe, bis Gott sich aufmacht und hilft. Aber wenn es anders sein sollte, so preise Gott für seine Gnade und jage nach der Heiligung. Meine Seele wünscht, daß Du zum geistlichen Amte tüchtig werden und zur gehörigen Zeit eintreten mögest. Das entmuthige Dich nicht, daß Du Deine älteren Brüder, einen nach dem anderen, im geistlichen Amte frühzeitig sterben siehst. Ich erkläre jetzt in der Nähe des Todes, ich möchte mein Leben nicht um die ganze Welt auf eine andere Weise angewendet haben. Aber ich muß das Gott anheimstellen.

Wenn dieser Brief bald in Deine Hände kommt, so möchte ich wohl wünschen, daß Du Dich zu mir aufmachtest. Es könnte sein, daß Du mich dann noch lebend fändest, was mich sehr freuen würde. Kannst Du aber nicht kommen, so muß ich Dich der Gnade Gottes befehlen, wo Du bist. Möge er Dein Beschützer und Dein Berather sein, Dein Heiligmacher und Dein ewiges Theil.

O mein theurer Bruder, fliehe die weltlichen Lüste und die bezaubernden Vergnügungen eben so sehr, als die verderbten Lehren unserer Tage, und bestrebe Dich Gott zu loben! Empfange dieses als das letzte Wort Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

An seinen Bruder John in Bethel, welcher während Davids Krankheit und nach dessen Tode das angefangene Werk mit großem Segen unter den Indianern fortführte, schrieb David: „Ich stehe jetzt ganz nahe an der Grenze der Ewigkeit und erwarte, sehr bald in der unsichtbaren Welt zu erscheinen. Ich fühle mich selbst nicht mehr als einen Bewohner der Erde, und bisweilen verlangt mich ernstlich, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Ich preise Gott, daß er mir seit einigen Jahren die feste Ueberzeugung gegeben hat,

daß es für ein vernünftiges Geschöpf unmöglich ist, sich einer wahren Glückseligkeit zu erfreuen, ohne sich ihm gänzlich geweiht zu haben.

Unter dem Einflusse dieser Ueberzeugung habe ich einiger Maßen gewirkt, — o daß ich dies in einem höheren Grade gethan hätte! Ich erkannte wohl die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit eines heiligen Lebens, aber nie so deutlich wie jetzt, wo ich dicht am Rande des Grabes stehe. O mein Bruder! jage nach der Heiligung! Dringe vorwärts nach diesem seligen Ziele und laß Deine dürstende Seele immerfort sprechen: ich werde nimmer volle Genüge haben, als bis ich erwache nach Deinem Bilde. Obgleich bei meinen Arbeiten viel selbstsüchtiges Wesen war, worüber ich beschämt bin, so finde ich doch, — der Herr sei dafür gepriesen, — daß ich meist eine rechte Sorge für seinen Ruhm und für die Ausbreitung seines Königreiches in der Welt hatte, so daß ich mit Freuden auf diese Jahre zurückblicken kann. . . .

Ich fürchte, daß Du nicht genug darauf achtest, wie viele falsche Frömmigkeit sich in der Welt findet. Viele, die es ernstlich mit dem Christenthume meinen, und würdige Diener des göttlichen Wortes lassen sich zu leicht durch diesen falschen Schein täuschen. Ich fürchte, daß auch Dir die schrecklichen Wirkungen und Folgen dieser trügerischen Frömmigkeit nicht recht in's Auge fallen. Laß es mich Dir sagen, — es ist der Satan, der sich in einen Engel des Lichtes verstellt, — es ist eine Ausgeburt der Hölle, die überall, wo die Frömmigkeit wieder auflebt, sich zugleich miterhebt, um der Sache Gottes zu schaden, während es bei der Mehrzahl der Wohlgesinnten gewöhnlich für den höchsten Grad der Frömmigkeit gilt. Bemühe Dich ernstlich, alle derartigen Erscheinungen bei den Indianern zu unterdrücken, und begünstige nur aufmunternd irgend einen Gemüthszustand, wo Gluth ist ohne Licht. Ermahne meine Indianer im Namen ihres sterbenden Predigers, ja im Namen dessen, der todt war und ist

lebendig geworden, gemäß dem göttlichen Worte zu leben und zu wandeln. Sage ihnen, wie viel Gott und die Seinen von ihnen erwarten, und wie schrecklich sie der Sache Gottes schaden würden, wenn sie sich dem Laster ergäben, eben so sehr, wie den anderen armen Indianern. Immer präge ihnen ein, daß ihre Erfahrungen nichtig, ihre Freuden trügerisch sind, obschon sie selbst meinen möchten, bis in den dritten Himmel entzückt gewesen zu sein, wofern nicht ihr ganzer Lebenswandel geistlich, wachsam und heilig ist. Indem Du darauf dringst, wirst Du sowohl Dich selbst selig machen, als die, welche Dich hören.

Gott weiß es, ich war von Herzen willig, Ihm noch länger in dem Werke des Predigtamtes zu dienen, wenn es auch mit allen den Anstrengungen, dem Ungemach und den Mühseligkeiten der vergangenen Jahre verbunden gewesen wäre, wenn Er es für gut befunden hätte, daß es so sein solle. Aber da Er nun es offenbar anders haben will, so bin ich völlig zufrieden und kann mit der größten Freudigkeit sagen: Des Herrn Wille geschehe!

Es geht mir nahe, wenn ich denke, daß ich Dich in einer sündigen Welt zurücklassen muß. Mein Herz bemitleidet Dich, daß diese Stürme und Ungewitter Dir noch bevorstehen, von denen ich, wie ich zuversichtlich glaube, durch Gottes Gnade nun so gut wie befreit bin. Aber Gott lebt und ist der Fels meines Heils. Er ist noch derselbe allmächtige Freund und wird — das glaube ich fest, — Dein Beschützer und Helfer sein, wie er der Meinige gewesen ist.

Und nun, mein theurer Bruder, befehle ich Dich Gott und dem Worte seiner Gnade, welches vermögend ist, Dich zu erbauen und Dir ein Erbtheil zu geben mit Allen, die geheiligt sind. Mögest Du Dich der göttlichen Gegenwart sowohl öffentlich als in Deinem Hause erfreuen, und möge die Kraft Deiner Hände durch die Macht Gottes erstarken! Das ist der angelegentlichste Wunsch und das Gebet Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

Die beiden Brüder, John und Israel, eilten auf die Nachricht von ihres David nahem Ende an sein Krankenlager. Wie erquickte es den Kranken, aus Johns Munde Näheres über seine Indianergemeinde zu hören!

Am 25. Juli 1747 kehrte David Brainerd in Begleitung seines Bruders Israel von Boston nach Northampton zurück. Er fühlte sich so kräftig, daß er täglich zwei bis drei Stunden reiten konnte. Mitten in seiner Krankheit verlor er nicht sein Missionsherz. Mit seinem Bethel stand er fortwährend in schriftlichem Verkehr. Aber das allein genügte ihm nicht. Konnte er das Werk des Herrn mit seinen arbeitenden Händen nicht mehr fördern, so that er es jetzt besonders durch seine Gebete. „Ich habe nie so viel“, sagt er, „für die Ausbreitung des Reiches Christi gebetet, als seitdem ich so schwach und hinfällig geworden bin.“ Auch seine Indianergemeinde ließ er auffordern, daß sie sich zu einem Gebete für das Kommen des Reiches Gottes vereinigen möchte. Den Wunsch erfüllte sie ihrem geliebten Lehrer gern.

Die letzte Hälfte des Sommers verlebte Brainerd in Northampton. Die treue Liebe seiner Freunde pflegte den Kranken. Als der Herbst herankam, nahm seine Schwäche mit reißender Schnelligkeit zu. Er selbst fühlte es, daß sein Pilgerlauf auf Erden bald vollendet sein würde. „O!“ rief er einmal aus, „die herrliche Zeit ist nun gekommen! Mich hat verlangt, Gott vollkommen zu dienen! Nun wird Gott mir diesen Wunsch gewähren.“

Die Stimme versagte ihm ihren Dienst. Am 6. October sprach er mit gebrochener leiser Stimme: „Er wird kommen. Er wird nicht zögern. Ich werde bald in der Herrlichkeit sein. Ich werde bald Gott mit den Engeln preisen.“

Unter den großen Beklemmungen und Schmerzen vergaß er seine Indianer nicht. Noch am Tage vor seinem Tode sprach er mit seinem Bruder John über seine Pflanzung unter den Heiden. —

Als seine Schmerzen auf's Höchste gestiegen waren, sagte er zu den Umstehenden: „Sterben ist etwas Anderes, als die Menschen sich vorstellen."

Am Morgen des 9. October wurden seine Augen starr. Er lag unbeweglich. Gegen sechs Uhr that er den letzten Athemzug. Er war bei seinem Heilande, in dessen Dienste er seine Kräfte verzehrt hatte.

Das Lamm ist nun bei seinem Hirten,
Der es mit seinem Blut gewann,
Und der so viele der Verirrten
Zurück rief auf die rechte Bahn.
Sein Lieben ist so unermessen,
Es muß von Seinem Bissen essen,
Und trinkt aus Seinem Becher mit;
Es liegt in Seinem Schooß und Armen,
Und schmeckt des Göttlichen Erbarmen,
Der für Sein Schaf den Tod erlitt.

Nun ist der Seele ganz erschienen
Er, der ihr Eins und Alles war;
Das große Wort: „Ich bin bei ihnen!"
Ist ihr nun völlig offenbar.
Ein unergründlich Meer des Guten,
Ein Urgrund ew'ger Segensfluthen
Beseligt den verklärten Geist,
Er schauet Gott von Angesichte,
Und weiß, was Gottes Erb' im Lichte,
Und ein Miterbe Jesu heißt.

Wir, die noch in der Wüste wallen,
Im Glauben laßt uns halten an,
Daß uns das Loos auch möge fallen
In jenem schönen Kanaan,
Wo wir einst mit der Schaar der Frommen
Verklärt zusammen sollen kommen,
Um ewig bei dem Herrn zu sein!
Wie wohl! wie wohl wird uns geschehen,
Wenn wir Ihn ewig, ewig sehen,
In aller Himmlischen Verein!

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien

Bd.: 2,1

Düsseldorf 1850